Wagner,

Briefe an Roeckel.

Wagner

Briefe an Röckel.

Briefe

an

August Röckel

von

Richard Wagner.

Eingeführt

durch

La Mara.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1894.

Zur Einführung.

Die Veröffentlichung der vorliegenden zwölf Briefe Richard Wagner's an August Röckel bedarf keiner nähern Begründung. Sie wird allen Verehrern des Meisters willkommen sein und erfolgt hier mit gütiger Erlaubniß seiner Wittwe, Frau Cosima Wagner, nach dem Wortlaut.

August Röckel, der Empfänger der Briefe, war der älteste Sohn jenes Josef August Röckel, der durch seine Beziehungen zu Beethoven bekannt geworden ist. Von Haus aus für die diplomatische Laufbahn bestimmt und vorbereitet, ging der mit einer schönen Tenorstimme Begabte, der sich unversehens ein Bühnenengagement angetragen sah, der Ungunst der Zeitverhältnisse Rechnung tragend, zur Kunst über. Kurz zuvor als erster Tenor dem Theater an der Wien beigetreten, sang er im März 1806, bei Wiederaufnahme des im November 1805 mit geringem Glück erstmals aufgeführten „Fidelio", den Florestan. Später, in den Jahren 1829 bis 1835, machte er sich um Einführung der deutschen Oper in Paris und London, unter Mitwirkung von Gesangsgrößen, wie die Schröder-Devrient, Wild, Haizinger, sowie Hummel's als Kapellmeister, verdient.

Auf seinen Reisen im In- und Ausland begleitete ihn sein Sohn August, der ihm am 1. December 1814 zu Graz geboren worden war. Dabei nahm dieser, offnen Blicks und regen Geistes, lebhaft für Politik und die Reformideen seiner Zeit interessirt, Gelegenheit, zwischen den kleinlichen Verhältnissen seines nach innen zersplitterten, nach außen mißachteten deutschen Vaterlandes und denen der Großstaaten England und Frankreich Vergleiche anzustellen und auf deren Abhülfe zu sinnen. Das Schicksal fügte es, daß er 1830 in Paris Zeuge der Julirevolution wurde. Der enthusiastische Jüngling begeisterte sich für die idealen Ziele ihrer Führer, der Volksmänner Lafayette, Laffitte und Marrast, deren persönliche Bekanntschaft er machte. In England, dahin er dem Vater 1832 folgte, um ihn bei seinem Opernunternehmen zu unterstützen, spielte sich vor seinen Augen das Schauspiel der Reformbewegung ab und er erfreute sich an einem freien Staatsbürgerthum.

Erst im Jahre 1838 kehrte er nach Deutschland zurück, woselbst er in Weimar unter seines Onkels J. N. Hummel's Leitung seine musikalische Ausbildung vervollkommnete. Als Musikdirector bot sich ihm am selben Ort eine Stellung, und durch seine Verheirathung mit der Tochter F. Lortzing's, eines Vetters des Componisten, gründete er sich einen häuslichen Herd. In gleicher Eigenschaft wurde er 1843 an das Dresdener Hoftheater berufen, nachdem die Einsendung seiner Oper „Farinelli" ihm den Weg dahin

gebahnt hatte. Hier trat er zu Richard Wagner, dem damaligen Dresdener Hofkapellmeister, mit dem ihn die gleichen Gesinnungen und Ideale verbanden, in ein überaus intimes Verhältniß. Des Freundes Werke galten ihm als Offenbarung; sie übten einen so überwältigenden Eindruck auf ihn, daß er auf die Aufführung seiner eignen Oper freiwillig verzichtete und sein schöpferisches Talent fortan völlig hintanstellte. In seiner „Mittheilung an meine Freunde“ spricht Wagner selbst, während er seiner geistigen Vereinsamung in Dresden gedenkt, von Röckel als dem „Freunde, der in der vollen Sympathie für meine künstlerische Entwickelung so weit ging, den Trieb und die Neigung zur Entwickelung und Geltendmachung seiner eigenen künstlerischen Fähigkeiten — wie er mir selbst erklärte — fahren zu lassen“.

In den folgenden Jahren, die zu der Erhebung vom Mai 1849 führten, betheiligte sich Röckel mehr und mehr in Schrift und Wort an den Bestrebungen der Volkspartei, so daß er nach Unterdrückung des Aufstandes mit Heubner und Bakunin zuerst zum Tode, sodann zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde. Dreizehn lange Jahre brachte er im Zuchthause zu Waldheim zu. Dorthin auch wurden die sieben ersten der nachstehenden Briefe gerichtet. Als der letzte der politischen Gefangenen, sah er sich erst am 10. Januar 1862 der Freiheit und seiner Familie wieder gegeben, welche letztere inzwischen unter Beistand seines Bruders Eduard in Weimar

gelebt hatte. Literarischer Thätigkeit wandte sich Röckel von nun an ausschließlich zu. In dem Buch „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim“, dem „furchtbaren“ Buch, wie Wagner es nennt, legte er seine traurigen Erlebnisse als Gefangener nieder. Seit 1863 redigirte er „Die Reform“ in Frankfurt a/M., 1866 siedelte er nach München über, um bald darauf die Redaction der „Kleinen Presse“ in Wien zu übernehmen. Dort traf ihn 1875 ein Schlaganfall, von dem er sich nie wieder ganz erholte. „Ein milder, gebildeter, humaner, vortrefflicher Mensch“, nach Liszt's Worten, schied er bei seinem jüngsten Sohn Richard zu Budapest am 18. Juni 1876 aus dem Leben, zu einer Zeit, als Wagner sich eben rüstete, mit endlicher Verlebendigung seines Festspiel-Ideals den größten Triumph seines Lebens zu feiern.

Sein edler Sinn, seine selbstlose feurige Menschenliebe gewannen Röckel unter Gleichgesinnten zahlreiche Freunde und Verehrer und nöthigten selbst Andersdenkenden Achtung ab, wie er seinem standhaften, würdevollen Verhalten auch während seiner Gefangenschaft die ihm widerfahrene ausnahmsweis rücksichtsvolle Behandlung dankte. Ihm ward noch vor seinem Ende die Genugthuung, was er als Jüngling geträumt und erhofft, wenn auch auf andern Wegen, als er es einst erstrebte, in einem starken, geeinigten Deutschland verwirklicht zu sehen.

Leipzig, Juni 1894.

La Mara.

I.

Mein lieber Freund!

Erst vor einiger Zeit erfuhr ich mit Bestimmtheit, daß es Dir und Deinen Schicksalsgenossen vergönnt sei, Briefe auch von Bekannten, nicht nur von den nächsten Angehörigen zu empfangen, sobald diese eben nur persönliche Interessen berührten, oder doch wenigstens nur solche, die mit keinen politischen Beziehungen in Verbindung stünden. Da nun das, was ich Dir mitzutheilen haben konnte, zunächst nur meine innige und kummervolle Theilnahme an Deinem Schicksal, dann aber die Nachricht von meinem Ergehen auszumachen hatte, so entschloß ich mich alsbald, Dir zu schreiben; nun war mir zuvor daran gelegen, so genau wie möglich über Dein Befinden benachrichtigt zu werden. Ich erfahre denn durch Deinen Privatarzt, was mir zu erfahren außerordentlich angenehm war: nämlich, daß die Gerüchte, als habest Du durch ungeduldiges Benehmen Dich der Vergünstigung, mit literarischen Arbeiten Dich beschäftigen zu dürfen, verlustig gemacht, unbegründet seien; dagegen ginge es Dir — soweit es hier möglich ist — ganz erträglich, und Deine Rüstigkeit sei noch unverloren. Ich gestehe, daß mich diese

Nachricht erst fähig gemacht hat, Dir so zu schreiben, wie ich es gern wollte.

Von selbst wirst Du Dir denken, daß ich seit unserer Trennung stets mit dem lebhaftesten Antheil nach Nachrichten über Dein Schicksal suchte, und mich — so gut wie möglich — in den Stand setzte, es zu verfolgen. Mit Deiner Frau traf ich kurz darauf am selben Ort zusammen: nur fügte es eine eigenthümliche Begegnung der Umstände, daß es mir ganz unmöglich wurde, sie zu besuchen. Später erfuhr ich, Dein Bruder Eduard habe sie zu sich genommen und versorge sie ächt brüderlich. An ihn schrieb ich vor einiger Zeit, erhielt aber keine Nachricht: da ich auf das Gerathewohl hin nur nach Bath adressirte, hat er sehr vermuthlich den Brief nicht erhalten; seine Adresse wäre mir deshalb recht wünschenswerth. — Habe ich nun in Allem, was Dich und Deine Frau betrifft, blos zu wünschen, es möge Dir erlaubt sein, mir recht ausführliche Mittheilungen darüber machen zu dürfen, und sehe ich mit größter Spannung und lebhaft im voraus erregter Theilnahme diesen Mittheilungen — im glücklichsten Falle — entgegen, — so glaube ich für jetzt nichts Besseres thun zu können, als Deine Theilnahme für mich durch eine kurzumfassende Nachricht über mich und mein Schicksal zu befriedigen.

Meine äußeren Schicksale sind bald mitgetheilt. Nach unserer Trennung, oder vielmehr nach völligem Schluß der Katastrophe, während welcher wir uns zum letzten Male sahen, ging ich zuerst nach Paris: dort

widerte mich aber Alles, und namentlich auch die — wenn selbst nur entfernteste — Berührung mit den dortigen Kunstzuständen, so heftig und schnell an, daß ich mich nach einem sehr kurzen Aufenthalt von dort fort, und zwar nach der Schweiz wandte, wo ich in Zürich, unter Schweizern, sehr bald einige sehr ergebene, biedere und theilnehmende Freunde mir gewann. Dieß schöne Alpenland erquickte mich zunächst sehr: ich hoffe, Du bist stark genug, von Deiner Gefangenschaft aus, ohne zu heftige Wehmuth dieß zu vernehmen. Nachdem ich die ersten schmerzlichen Eindrücke der letzten Vergangenheit, der widerlichen Gegenwart und namentlich des Schicksales vieler Freunde, überwunden hatte, regte sich mein individuelles Lebensgefühl im Genusse der Befreiung von einer zwangvollen und unlösbar widerspruchsvollen Lebensstellung, bis zur vollsten Wärme. Dir habe ich gewiß nicht zu versichern, daß ich mein Entkommen aus der Dresdener Kapellmeisterschaft als ein großes Glück für mich ansah: wo Alles so im vollsten Widerspruch mit einander war, wie mein künstlerisch-menschliches Wesen und meine dortige Beschäftigung und Stellung, konnte nur ein vollständiges Zerreißen dieses Verhältnisses Erlösung bringen. Jetzt fühlte ich mir aber eine nicht unwichtige Aufgabe zugetheilt: ich mußte innewerden, daß ich der einzige Künstler war, der — eben als solcher — die Bewegung der Zeit begriffen hatte. Ich sprach in diesem Bezuge meine Ansichten — über die Kunst und ihre Stellung zum Leben — öffentlich, d. h. als Schriftsteller

aus. Es hat mir unbekannt bleiben müssen, ob es Dir gestattet war, meine Schriften zu Gesicht zu bekommen. Das erste war eine kleine Broschüre: „Die Kunst und die Revolution", mit welcher ich dem, was heut zu Tage als Kunst gilt, die wirkliche Eigenschaft der Kunst durchaus absprach. In einem darauf folgenden kleinen Buche: „Das Kunstwerk der Zukunft", wies ich die Unfähigkeit der modernen Kunst aus ihrer Zersplitterung in die einzig jetzt das Wesen der Kunst ausmachenden einzelnen Kunstarten nach, und stellte das wahrhafte, dem Leben immer gegenwärtige und ihm innigst angehörige Kunstwerk der Zukunft in den Zügen dar, die es als ein — dem heutigen monumentalen oder modischen geradeweges entgegengesetztes erscheinen ließen. — Nach Beendigung dieser Arbeit ward ich — im Anfange 1850 — noch einmal veranlaßt, Paris zu besuchen: Liszt hatte sich währenddem ungemein verdient um mich gemacht; er, und alle meine übrigen Freunde, begriffen eine für mich erträgliche Zukunft nur unter den Auspicien eines Pariser Opernerfolges. Mit innerlicher Verzweiflung suchte ich mich zu zwingen, ihnen Recht zu geben, verfaßte einen Plan und ging abermals nach Paris. Diesmal ging es mir aber fast ans Leben: mein Ekel vor der Pariser Kunstwelt, und das Widerwärtige des Zwanges, den ich mir selbst jetzt anthat, war so groß und wirkte auf mich so heftig, daß ich in eine zehrende nervöse Krankheit verfiel, aus der ich mich durch einen Gewaltstreich zu befreien suchte, indem ich in voller Verzweiflung mich entschloß, allem

mir nur irgend Befreundeten den Rücken zu wenden, und in das Wildfremde hinauszuziehen. Damals erfuhr ich — als ich mich gerade in Bordeaux aufhielt — aus einer französischen Zeitung die Nachricht, Du und Bakunin würdet nächstens hingerichtet werden: ich schrieb Euch einen Brief, mit der Hoffnung, noch von Euch Abschied nehmen zu können. Das Gerücht stellte sich jedoch alsbald auch mir als falsch heraus, und der Brief, den ich nach Dresden zur Besorgung geschickt, ward unter solchen Umständen natürlich zurückgehalten. — Von meinem Entschlusse ward ich durch die größte Theilnahme und das liebevollste Verhalten einer Familie gegen mich zurückgebracht. Diese Familie, fast nur aus Frauen bestehend, und längere Zeit in Dresden ansässig, ist Dir — wenn ich nicht irre — auch bekannt geworden, ich glaube durch Deinen Bruder: ihr danke ich jetzt unendlich viel. Vor allem muß ich aber auch Liszt erwähnen: es ist wirklich kaum glaublich, mit welcher Liebe und rastlos thätigen Ergebenheit dieser Mensch an mir hängt; Alles, was ihm in meinem Wesen für seinen reinen Verstand unbegreiflich bleiben dürfte, überwindet er durch ein lebhaftes, sympathisches Gefühl, von dessen Fähigkeit ich wahrhaft überrascht worden bin. Er hat meinen „Lohengrin“ in Weimar aufgeführt und ihn wahrhaft zu Erfolg gebracht: — in Folge dessen geht man jetzt sogar in Dresden damit um, diese Oper aufzuführen; hiergegen habe ich aber — und zwar aus vielerlei Gründen — die entschiedenste Einsprache gethan. Sehr komisch ist es für mich,

von vielen Leuten zu erfahren, daß sie an eine „Aussöhnung" zwischen mir und meinen früheren Verhältnissen denken. Sieh, lieber Freund! so wenig wird man begriffen, zumal wenn man die Eigenschaften des Künstlers besitzt. — Neuerdings habe ich mich nochmals ausführlich als künstlerischer Mensch ausgesprochen: über den Gegenstand meiner Kunst selbst in einem größeren Buche: „Oper und Drama", und über den Bezug meiner Individualität zu diesem Gegenstande in einer „Mittheilung an meine Freunde", die ich als Vorwort der Herausgabe meiner drei Dichtungen „der fliegende Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin" vorangehen lasse. Das erstere wird nächstens bei Weber, das zweite bei Breitkopf und Härtel erscheinen[1]). Wie wünschte ich, daß es Dir verstattet sein möchte, diese Bücher durch mich zu empfangen! Diese Härtel's lassen jetzt auch den Klavierauszug zu Lohengrin stechen, und — was Dich wirklich überraschen wird — sie wollen sogar dieß auch mit der Partitur dieser Oper thun. Du siehst hieraus, daß die Stimmung gegen mich als „Künstler" sehr günstig geworden ist: ich habe — eben in jener „Mittheilung" — sehr entschieden aber jede Theilnahmebezeigung in dem Sinne, daß man den „Menschen" vom „Künstler" getrennt wissen wollte, zurückgewiesen, und auf die Thorheit einer solchen Trennung aufmerksam gemacht. Wie ehrlos, und

1) Drei Operndichtungen nebst einer Mittheilung an seine Freunde als Vorwort von Richard Wagner. 1852. IV, 352 S. 8°.

offen zugestanden nichtswürdig unsere ganze heutige „Kunst“ ist, wird erst jetzt recht ersichtlich, wo sie das letzte Gewand der Scham von sich geworfen hat und offen bekennt, um jeden Preis nur um ihre Existenz besorgt zu sein. Wie unglücklich sich ein Mensch meiner Art unter diesem Bestande fühlen muß, brauche ich Dir nicht zu sagen: mit offenen Augen muß ich mich Illusionen hingeben, um nur irgendwie eine Thätigkeit rechtfertigen zu können, die auf der anderen Seite mich doch einzig noch über die allgemeine Schlechtigkeit täuschen kann. Das fernere Theoretisiren widert mich jetzt an: Liszt hat bei mir eine neue künstlerische Arbeit angeregt. So habe ich einen „jungen Siegfried“ gedichtet, der allerdings im Stande war, mir noch große Freude zu machen. Mein Held ist wild im Walde aufgewachsen und ward von einem Zwerge (dem Nibelungen „Mime“) aufgezogen, um ihm den Riesenwurm zu erlegen, der den Hort bewacht. Dieser Nibelungenhort bildet ein ungemein bedeutsames Moment: Verbrechen aller Art haften an ihm. Siegfried ist nun ungefähr derselbe junge Bursche, der im Märchen vorkommt, und auszieht, „um das Fürchten“ zu lernen, — was ihm nie gelingen will, weil er mit kräftigen Natursinnen immer Alles so sieht, wie es ist. Er erlegt den Riesenwurm und erschlägt seinen Erzieher, den Zwerg — der ihn um des Hortes willen heimlich umbringen will. Siegfried, sehnsuchtsvoll aus der Einsamkeit herausverlangend, vernimmt nun — die Gabe dazu hat er vom zufälligen Genusse des Drachenblutes gewonnen — die Stimme

eines Waldvogels, der ihn auf Brünhilde verweist, die auf einem Felsen — von Feuer umgeben — schläft. Siegfried durchdringt das Feuer und erweckt Brünhilde — das Weib zur wonnigsten Liebesumarmung. — Ich kann Dir hier nicht mehr andeuten: vielleicht darf ich Dir die Dichtung selbst zuschicken. — Nur noch Eines: — in unseren feurigen Gesprächen geriethen wir schon darauf: — nicht eher sind wir das, was wir sein können und sollen, bis — das Weib nicht erweckt ist. —

Ach, was singe ich Dir Ärmstem da für Lieder vor! Glaube mir, auch ich bin nicht froh, daß ich eben nur singen kann. Ich werde den „jungen Siegfried" ausführen, — aber mich gewiß nicht einen Augenblick darüber täuschen, daß auch dieß nur eine schöne Täuschung ist, und die Wirklichkeit über Alles geht. Oft kommen wir uns gefangener vor in unseren unsichtbaren Fesseln, als die uns erscheinen, die einem ganz sichtbaren Zwange zu gehorchen haben. Und doch — ich weiß es — gebe ich diesen einen schlechten Trost: — zürne mir nicht darüber! — nur Eines mögen wir uns Alle zurufen: seien wir gesund und erhalten wir uns gesund! Hierin liegt Alles — Hoffnung, Trost und — Gewißheit! —

Nun, mein lieber armer Freund! ist es Dir irgend gestattet, so gieb mir Nachricht von Dir, und zwar recht ausführliche: — so bald auch dieß erlaubt werden kann, will ich Dir immer und so gut wie möglich antworten: möchte Dich dieß dann stets aufheitern können, und Dir Muth zur Ausdauer und Geduld geben! Leb wohl,

und denke in Freundschaft und Liebe oft, wenn Du traurig bist, an Deinen

treuen Freund

Richard Wagner.

Zürich, 24. August 1851.

II.

Zürich, 12. September 1852.

Dein Brief, Du lieber Freund, hat mich über alle Maaßen gefreut! Er kam so unversehens und unverhofft, und giebt mir von Deiner muthigen, heiteren Ausdauer ein so starkes Zeugniß, daß wohl nichts Angenehmeres mir jetzt begegnen konnte, um auch mich zu erheben und zu stärken. Meine Gesundheit ist nicht die beste, und während mein Körper den Anschein ziemlicher Rüstigkeit zeigt, befindet sich mein Nervensystem doch in einem bedenklichen Zustande von zunehmender Angegriffenheit — einer nothwendigen Folge des rückhaltslosen Gewährenlassens meines leidenschaftlichen und heftigen Empfindungswesens, das mich nun einmal gerade zum künstlerischen Menschen in dem Maaße gemacht hat, wie ich es bin. Namentlich sind aber, durch das ewige Phantasieleben ohne alle genügende Realität, meine Gehirnnerven so stark angegriffen, daß ich nur noch in großen Absätzen und mit langen Unterbrechungen arbeiten darf, wenn ich nicht in einen andauernden sehr leidenvollen Zustand verfallen will. In einem

solchen traf mich gerade jetzt Dein Brief: sein Inhalt bildete, mit Deiner Lage zusammengenommen, einen ziemlich auffallenden Contrast zu meiner Lage und Stimmung. Es bestätigte sich mir nur, was ich jetzt oft schon empfinden mußte, daß eine halbe Freiheit demüthigender und niederdrückender ist, als eine vollständige Unfreiheit: es möchte mir doch schwer fallen, mich Dir ganz verständlich über das zu machen, was ich meine. Meine schriftstellerischen Arbeiten waren Zeugnisse für diese meine Unfreiheit als künstlerischer Mensch: nur im höchsten Zwange verfaßte ich sie, und nichts weniger hatte ich im Sinne als „Bücher" zu schreiben; wäre dieß der Fall gewesen, so würdest Du Dich wahrscheinlich nicht so über meinen Styl zu beklagen gehabt haben. — Mit der schriftstellerischen Periode ist's nun aber bei mir vorbei: es müßte mich tödten, wollte ich darin fortfahren; dagegen führe ich jetzt ein größeres künstlerisches Vorhaben aus, zunächst die Vollendung der Dichtung dreier Dramen mit einem selbständigen großen Vorspiele, die ich dann in Musik setzen und — Gott weiß wann? wie und wo? — einmal aufführen will. Das Ganze wird heißen: „Der Reif des Nibelungen" — das Vorspiel: „Der Raub des Rheingoldes", — das 1. Drama: „Die Walküre", das 2.: „Der junge Siegfried", das 3.: „Siegfried's Tod". Die 3 Dramen sind bereits fertig, und von dem Vorspiele habe ich nur noch die Verse auszuführen. Ich denke Ende dieses Jahres die Dichtung einstweilen meinen Freunden im Druck vorzulegen. Die Ausführung des

Ganzen wird mir (bei meinem jetzigen Gesundheitszustande) natürlich viel Zeit kosten: die Zeit der Aufführung muß ich für jetzt in die fabelhafte Zeit der „Zukunft" setzen. — Über dieß Vorhaben wird Dich eine sehr ausführliche „Mittheilung an meine Freunde" über meine Entwickelung als künstlerischer Mensch belehren, die ich als Vorwort der Herausgabe meiner drei „Operndichtungen" (fliegender Holländer, Tannhäuser und Lohengrin) voranstellte. Dieses Buch ist bereits Anfang dieses Jahres erschienen, und ich trug Sorge, daß Dir ein Exemplar davon zugestellt werde: vermuthlich durfte es Dir noch nicht vorgelegt werden; sollte es sich aber anders verhalten, so bitte ich um Nachricht, um das etwa irgendwie Versäumte nachholen lassen zu können. — Statt des Klavierauszuges von Lohengrin, den Du von Härtels erwartest, sende ich die ebenfalls jetzt bei Härtels erschienene Partitur derselben Oper an Deine liebe Frau; sie möge sehen, ob es ihr erlaubt wird, diese Dir zuzustellen. Jedenfalls wird Dir die Partitur mehr Befriedigung gewähren, als der Klavierauszug. Einige kleine Schriften über Kunstgegenstände, die gelegentlich verfaßt wurden, besorge ich in gleicher Weise an Dich. Mein letztes war eine Anleitung zur Aufführung meines Tannhäuser. Neuerdings befassen sich nämlich eine ziemliche Anzahl deutscher Theater damit, diese Oper aufzuführen: selbst das Berliner Hoftheater bereitet sich darauf vor, und ich kann annehmen, daß in kurzer Zeit alle Theater diese Oper gegeben haben werden. Dieß kann mir leider aber keine Freude

mehr machen: es kommt mir in jeder Hinsicht — zu spät; auch weiß ich, daß so — wie ich es will, — dieß Werk doch nirgends dargestellt werden wird: mehr oder weniger wird von Darstellern und Publikum nur die möglichst weichliche Seite der Sache erfaßt und begriffen werden, keineswegs aber die Energie der Leidenschaft, die in ihr liegt. Ob mir meine jetzt so unerwartet steigende Berühmtheit die Möglichkeit einer einstigen Aufführung meiner Nibelungendramen verschaffen könnte, muß ich ebenfalls sehr bezweifeln, da nach meinem Sinne diese Möglichkeit aus ganz andren Verhältnissen erwachsen müßte, als es eben die gegenwärtigen in Bezug auf Kunst und Leben sind. Das Peinlichste verbleibt — bei allen scheinbaren Erfolgen — für mich immer, zu wissen, daß ich den größten Theil dieser Erfolge doch nur dem Mißverständnisse des wahren Gehaltes meiner Werke verdanke: hierüber kann ich mich nun eben aber nicht mehr täuschen.

Wenn es Dir wieder gestattet ist, Dich mit Literatur zu befassen, so möchte ich, daß Du mir angeben ließest, ob ich Dir ab und zu Bücher zukommen lassen dürfte. Eine ungemein anregende Lectüre würden Dir Feuerbach's Schriften verschaffen. Ich würde Dir auch den Dichter mittheilen, den ich neuerdings als den größten aller Dichter erkannt habe; das ist: der persische Dichter „Hafis“, von dessen Gedichten jetzt eine sehr genießbare deutsche Bearbeitung durch Daumer existirt. Die Bekanntschaft mit diesem Dichter hat mich mit wahrhaftem Schreck erfüllt: wir stehen mit unsrer ganzen

pomphaften europäischen Geistescultur fast tief beschämt vor dem, was bereits der Orient einmal mit so sichrer, heiter erhabener Geistesruhe hervorgebracht hat. Vermuthlich würdest Du mein Erstaunen theilen. Das ganze Verdienst der neueren europäischen Entwickelung kann ich nur noch in einer universellen Zersetzung erkennen, während ich die Erscheinung jenes Orientalen als einen vorzeitigen individuellen Zug erkennen möchte.

Deiner armen lieben Frau schreibe ich nächstens einmal recht ausführlich, und sehnlich wünsche ich, daß es in meiner Macht stehen möge, ihr eine Tröstung und Erheiterung zu bereiten. — Meine persönlichen Verhältnisse gestalten sich ziemlich angenehm, und wohl kann ich froh sein, meine nächsten Lebensbedürfnisse ohne zu drückende Sorge befriedigen zu können: leider aber bin ich sehr allein; mir fehlt ein genügender Umgang, und mehr wie je muß ich empfinden, daß das Ausnahmsweise meiner Stellung mir wirklich zum Fluche für den Lebensgenuß wird; ein Gefangner würde nicht begreifen können, warum ich meist so trübsinnig und oft todessüchtig bin: und doch muß ich es so auffallend klar und deutlich begreifen. — Genug hiervon! Du wirst mich auslachen, und wahrlich, Dir kann ich das Recht dazu nicht wehren. Eines wünsche ich jetzt sehnlichst, daß es Dir verstattet sein dürfte, öfters mit mir zu correspondiren: kannst Du mir hierüber eine tröstliche Aussicht eröffnen, so sei versichert, daß Du mir damit eine außerordentliche Freude machst. Leb' denn wohl

und fahre fort Dich so zu halten, wie Du es thust! Dieß der herzliche Wunsch Deines treuen Freundes

Richard Wagner.

III.

Lieber Freund!

Vor kurzem erst erhielt ich endlich wieder Nachricht von Dir: ich ersah daraus unter andrem, daß Dir einige Bücher, die ich für Dich bestimmt hatte, noch nicht zugekommen waren, und erkundigte mich deshalb erst noch einmal bei Deiner guten Frau; diese konnte mir, von Unwohlsein verhindert, auch erst nach einigen Wochen antworten: ich wiederum hatte in der neuesten Zeit eine sehr angreifende Beschäftigung, so daß aus dem Allen eine Verzögerung der Antwort entstanden ist, für die ich gern bei Dir entschuldigt sein möchte, weshalb ich diese, an sich matte Erklärung meiner heutigen Mittheilung voraussetzte.

Meine neue Dichtung: „Der Ring des Nibelungen“ (von der ich nur für meine nächsten Freunde und Bekannte einen Privatabdruck in wenigen Exemplaren besorgen ließ) habe ich schon im Februar d. J. nach Weimar geschickt, damit sie durch Deine Frau Dir zugestellt werde. Du erwähnst gar nichts davon: Deine Frau behauptet aber, sie habe das Exemplar nach Waldheim abgeschickt: ist es Dir nun noch nicht zugestellt

worden, so muß dieß aus Gründen geschehen sein, die eine wiederholte Zusendung eines zweiten Exemplares vollkommen unnütz machen würden. Ich frage daher lieber noch einmal bei Dir an: Du kannst Dich wohl erkundigen. Sollte das Buch verloren gegangen sein, so laß es mich schnell wissen: ein zweites Exemplar wird dann alsbald in Waldheim eintreffen. — Jedes Reden über diese Dichtung muß mir daher jetzt unnütz erscheinen, nämlich so lange Du mir nicht melden kannst, daß Du sie gelesen hast.

Meine „drei Operndichtungen, nebst einer Mittheilung an meine Freunde als Vorwort" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) hatte ich ebenfalls schon Anfang vorigen Jahres für Dich bestimmt; aus Deiner Nachricht ersehe ich, daß das Buch verloren gegangen sein muß: ich sende es daher direct an Deine Frau, damit sie es Dir zukommen lasse. Diesem füge ich bei, was Du sonst noch wünschtest: 1. „Hafis" (zwei Bände), 2. Feuerbach „Vorlesungen über das Wesen der Religion". — Deine Seelenstimmung scheint mir, zu meiner großen Freude, der Art zu sein, daß ich Dir aus diesen Büchern Erfrischung versprechen darf: hoffentlich bist Du gesund und hast Dir den Geist erhalten, der sich selbst dann erquickt fühlt, wenn er das Schöne als ein nothgedrungen Resignirter kennen lernt. Hierin bist Du aber vielleicht nicht übler dran, als heutzutag jeder Mensch: das wirklich Schöne muß für uns jetzt nur ein Gedankenbild bleiben; daß es vorhanden sein kann, vorhanden sein wird, und von Menschen, die uns im

Gefühle ganz gleich sind, genossen werden soll, dieser Einsichtsgewinn muß uns hier so gut eben nur trösten, als Dich dort. Und wirklich ist dieß der einzige Trost: und in der Sympathie für ein kommendes Geschlecht können wir jetzt schon beglückende Wohlempfindungen gewinnen. Somit mache ich mir keinen Vorwurf, Dir auch den Hafis nach Waldheim zu schicken. — Feuerbach's Buch ist gewissermaaßen ein Resumé seiner ganzen bisherigen philosophischen Wirksamkeit: es ist keines von seinen eigentlichen berühmten Büchern, wie „Das Wesen des Christenthums" und „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit"; aber es giebt am schnellsten eine vollständige Kenntniß seines ganzen Bildungsganges und die letzte Entwickelung seiner Kritik. — Ich wünsche herzlich, es möchte Dir vergönnt sein, Dich an diesem kräftig klaren Geiste zu erfreuen! — Dazu lege ich nun noch das Programm zu den kürzlich von mir in Zürich veranstalteten Musikaufführungen bei: es wird Dich interessiren. Wundern wirst Du Dich aber, wie ich es über mich vermocht habe, eine solche Auswahl von Stücken aus meinen Opern in einem „Conzerte" aufzuführen? Die Sache ist aber sehr leicht erklärt. Zunächst verlangte es mich gar zu sehr, einmal etwas aus Lohengrin zu Gehör zu bekommen, namentlich das Orchestervorspiel. Um hierzu das nöthige Orchester zusammen zu bekommen, mußte ich allerdings an eine vollständige Conzertaufführung denken, und deshalb verschiedene andere Stücke noch mit zugeben. Die Herbeischaffung des mir nöthigen Orchesters (gegen 70 Mann)

kostete nicht weniger als 9000 Francs, die wirklich, als ich mit meinem Wunsche hier hervortrat, durch Garanten gezeichnet wurden: wer nun das gute Zürich mit seinen ächten Zöpfen und Philistern kennt, muß über diese Thatsache allerdings in Erstaunen gerathen, und auch ich kann nicht läugnen, daß mich dieser Beweis eines unerhörten Vertrauens und einer ungewöhnlichen Liebe sehr rührte. Die Aufführungen waren vollendet: ich hatte die besten Musiker von weit her aus Deutschland kommen lassen, und der Erfolg gewinnt immer mehr eine für die Schweiz wichtige Bedeutung. Ich zweifle nämlich nicht, daß mir — wenn ich so weit bin — hier einmal die Mittel geboten werden, meine dramatischen Compositionen nach meinem Sinne zur Darstellung zu bringen. Dazu gehört natürlich, daß ich eine Reihe von Jahren mich ausschließlich der Ausbildung eines Darsteller-Personales, wie ich es bedarf, widme: habe ich das zu meiner Zufriedenheit erreicht, so führe ich dann in einem besonders errichteten, leicht construirten, aber zweckentsprechenden Theater ein Jahr lang alle meine Werke, und namentlich auch meine Nibelungendramen auf, um — wenn auch nicht mein Ideal, so doch wenigstens das erreicht zu haben, was ein Einzelner nach Menschenmöglichkeit erreichen kann. Zunächst habe ich aber alle meine Kraft und Gesundheit — die allerdings oft sehr leidend ist — zusammenzunehmen, um die musikalische Composition meiner Nibelungendramen auszuführen. Dieß wird gewiß 3 bis 4 Jahre kosten? —

Die Aufführungen, die gegenwärtig auf deutschen

Theatern von meinem Tannhäuser und nächstens auch vom Lohengrin stattfinden, bleiben für mich künstlerisch ohne alles Interesse: ich weiß, daß sie meistens meine Absicht gänzlich ohne Verständniß lassen, und in nichts wesentlich sich über die Höhe unsrer gewohnten Opernaufführungen erheben. Mache ich auch hie und da überraschende Erfahrungen, und bin ich namentlich oft darüber erstaunt, welche Wirkungen diese Aufführungen auf kleinen Theatern — nämlich durch die enthusiastische Anstrengung junger Musikdirectoren — hervorbringen, so muß mich dieß im Ganzen und im Hinblick auf den allgemeinen, unverbesserlichen Zustand, doch kalt lassen, und ich läugne nicht, daß die Verbreitung meiner Werke mir nur um des materiellen Vortheils, den sie mir bringt, von Werth ist. Dadurch hat sich allerdings meine Lage jetzt recht erträglich gestaltet, und besonders genieße ich jetzt den Vorzug, nicht mehr unmittelbar für Geld thätig sein zu dürfen; wenn ich irgend etwas hier am Orte unternehme, so laß ich mir nie etwas dafür bezahlen (was ich aber auch nicht anders thun würde, selbst wenn ich gänzlich ohne Mittel wäre, denn dieses unmittelbare Kunstmachen für's Geld ist das, was mich gänzlich von aller Kunst entfernt halten könnte, wie es denn auch am meisten die Ansichten der Leute über das Wesen von Kunstproductionen verwirrt). So könnte ich sagen, ich lebe jetzt ziemlich angenehm, wenn — ich eben ein andrer wäre, als ich bin! Nicht nur, daß grade ich das Ehrlose des allgemeinen Zustandes schmerzlicher empfinden muß, als mancher andere: son-

dern auch was mein ganz persönliches Leben betrifft, muß ich mir jetzt nur immer aufrichtiger eingestehen, daß ich erst seit wenigen Jahren — zu spät! — gewahr werden mußte, wie ich eigentlich noch gar nicht gelebt habe! Nun hiermit will ich Dich unbelästigt lassen: für Deine Ohren sind diese Klagen allerdings nicht gemacht! Nur so viel muß ich Dir sagen, daß meine Kunst jetzt immer mehr das Lied der geblendeten, sehnsüchtigen Nachtigall wird, und daß diese Kunst plötzlich allen Grund verlieren würde, wenn ich eben die Wirklichkeit des Lebens umarmen dürfte. Ja, wo das Leben aufhört, da fängt die Kunst an: wir gerathen von Jugend auf in die Kunst, ohne zu wissen wie? und erst wenn wir die Kunst bis an ihr Ende durchdringen, gewahren wir zu unsrem Jammer, daß uns eben das Leben fehlt! — Könnt' ich mich nun mit neuen Täuschungen trösten, so wäre mir's jetzt wahrlich leicht gemacht: könnte ich eitel und stolz sein, wie glücklich dürfte ich mich jetzt fühlen! Mein Ruhm ist im steten Wachsen begriffen: ich werde als eine unerhörte, noch ganz unclassificirbare Erscheinung betrachtet; Broschüren und Journalartikel werden über mich geschrieben massenweise; Unverständniß und Bewunderung erhitzen sich gegenseitig über mich — und wie unsäglich gleichgültig läßt mich das Alles! Mir wäre es nicht möglich mehr, ein Wort zu schriftstellern, so widert mich das trostlose Mißverständniß meiner Schriften an, nachdem der Kern meines Wesens und meiner Anschauungen fast gänzlich unbegriffen geblieben ist. — Wohl könnte

mich aber Eines trösten: — ich werde nicht nur bewundert, sondern auch geliebt; wo die Kritik aufhört, da tritt die Liebe ein, und sie hat mir viele Herzen nahe gebracht. Doch diese Liebe muß für mich immer so etwas Fernes bleiben; sie tritt nicht anders als nur höchst vermittelt in mein Leben ein, und — wie nun dieses Leben sich einmal gestaltet hat — kann ich nur wie in weite Ferne in dieses Reich der Liebe blicken. Könnte ich ein richtiger Egoist werden, mir wäre geholfen: nun geht's aber nicht anders, und — wie Du — kann ich mich nur durch Resignation wenigstens in der Wahrheit meiner Natur erhalten. —

Lieber Freund, ich habe Dir nur von mir gemeldet, und hätte da wohl noch viel und mancherlei mitzutheilen, was ich doch aber nicht so auf eine Ladung herausgeben kann. Was ich jetzt sehnlich wünsche, ist, daß es Dir erlaubt würde, nun öfter an mich zu schreiben: erst ein häufigerer Verkehr macht so viel locker, was ohnedem immer in einer gewissen Befangenheit stecken bleibt. Über Dich kann ich Dir ja außerdem so gar nichts sagen, und über das Räthsel Deines jetzigen Daseins kannst ja nur Du mich belehren: meine Empfindungen von Dir und Deinem Zustande kann und darf ich Dir ja gar nicht mittheilen; wie Du mir vorkommst, und wie Du mir erscheinst, muß ich ja für mich behalten, denn es würde mir verwehrt sein müssen, mich in den Verdacht zu bringen, als wollte ich Dich eitel machen. Alles, was ich Dir über Dich sage, ist, daß es mir sehr albern vorkommen würde, wenn ich Dir irgend einen Rath

geben wollte; aber sehr glücklich würdest Du mich machen, wenn es Dir irgend gelänge, etwas ausfindig zu machen, worin Dir der Rath oder der Zuspruch eines treuen Freundes von Nutzen sein könnte. Gelingt Dir das, so theile es mir ja mit! — Hoffentlich wird Dir meine heutige Büchersendung zugestellt: ich bin im Geiste bei Dir, wenn Du in den Büchern liest. Über den „Ring des Nibelungen" laß mich nur bald erfahren, ob Du diese Dichtung erhalten, und ob Du sie — wenn nicht — empfangen darfst. Sie ist die Summe meiner jetzigen künstlerischen Thätigkeit. Laß mich das ja schnell wissen!

Und nun: leb wohl für jetzt! Kannst Du mir nicht so bald schreiben, so laß mich wenigstens durch Deine Frau wissen, ob Du einen neuen Brief wieder von mir empfangen darfst. Ich hole dann so manches nach, was ich heute versäumte, weil ich nicht länger als einmal zu einem Briefe mich hinsetzen kann, jetzt aber der Kopf mir bereits wüste wird! Leb wohl! Hab' Muth und — Geduld! Wir alle kommen nicht ohne sie aus! Dein

Richard Wagner.

Zürich, 8. Juni 1853.

IV.

Zürich, 25. Januar 1854.

Wie es gekommen ist, daß ich Deinen Brief an vier Monate unbeantwortet ließ, ist mir jetzt sehr erklärlich,

aber schwer wird mir's werden, es Dir zu erklären, liebster Freund! Jedenfalls trägt die Hauptschuld die Bedeutendheit Deines Briefes: auf ihn einigermaßen entsprechend zu antworten, hing nicht bloß vom Willen, sondern namentlich auch vom Vermögen ab. Ich war im vergangenen Sommer sehr unruhig. Liszt besuchte mich im Juli; dann war ich in einem Bade, St. Moritz in Graubünden (6000 Fuß über dem Meer): Ende August zog ich nach Italien — so weit es mir offen steht: Turin, Genua, Spezzia; dann wollte ich nach Nizza, um dort mich einige Zeit aufzuhalten; meine abscheuliche Einsamkeit kam mir aber gerade in dieser Fremde so sehr zu Gemüth, daß ich plötzlich — auch in Folge eines rein körperlichen Übelbefindens — in tiefe Melancholie sank und nicht schnell genug über den Lago maggiore und den St. Gotthardt nach Haus reisen konnte. Während ich mich hier erholte, kam mir Dein Brief: zugleich aber auch eine Einladung von Liszt zu einem Rendezvous in Paris. Dort verbrachte ich den Monat October — was den Journalen Veranlassung gab, mir und Liszt die Intention der Aufführung meiner Opern in Paris anzudichten. Deinen Brief hatte ich in dem Tumulte nicht beantworten können, und wollte es nun bei meiner Rückkehr nach Zürich. Hier angekommen überwältigte mich aber endlich die Sehnsucht nach der musikalischen Composition des „Rheingoldes" so heftig, daß es mir in dieser Stimmung unmöglich war, Dir auf Deine kritischen Bemerkungen über mein Gedicht zu antworten: es ging nicht, ich konnte nicht! Aber

mit Leidenschaft warf ich mich — nach sechsjähriger gänzlicher Unterbrechung! — auf die Musik, so daß ich endlich mir vornahm, Dir nun nicht eher zu schreiben, als nach der Beendigung der Composition des Rheingoldes. Nun, so weit bin ich; — und jetzt begreife ich auch meinen Widerwillen, Dir eher zu antworten, denn jetzt — nach dieser Composition — bin ich plötzlich ganz anders im Stande Dir zu antworten, nämlich — auf Deine Kritik so gut wie gar nichts zu antworten, was auch vermuthlich das allerbeste sein wird: denn Du hast ganz recht, zu kritisiren, aber ich habe recht, wenn ich die Sache mache und ausführe, wie ich kann und mag. Also — streiten werde ich mich mit Dir nicht, aber sprechen wollen wir doch etwas darüber!

Zunächst jedoch, was nun meinen heutigen Brief betrifft, laß mich Dir sagen, daß Du mir ein großes, hocherfreuendes Geschenk gemacht hast durch die Nachrichten über Dich und Dein Ergehen. Ich komme darauf zurück, daß Du mir in Deiner Lage fast glücklicher vorkommst, als ich mir in der meinigen. Von Deiner Gesundheit giebt mir jede Zeile Deines Briefes Kunde: ich bezeuge Dir dafür meine freudige Bewunderung! Daß Du mir einen fünf Bogen starken Brief schreiben durftest, bezeugt mir auch die Besserung Deiner persönlichen Lage, die mir denn doch herzlich lieb ist, wenn ich auch gestehen muß, daß ich mir Umstände denken könnte, unter denen ich aller und jeder Erleichterung der Existenz entsagen dürfte, ohne mich eben um des Versagten willen sehr zu grämen. Eines steht über

Allem: die Freiheit! Was ist aber „Freiheit“? etwa — wie unsere Politiker glauben — „Willkür“? — gewiß nicht! Die Freiheit ist: Wahrhaftigkeit. Wer wahrhaft, d. h. ganz seinem Wesen gemäß, vollkommen im Einklang mit seiner Natur ist, der ist frei; der äußere Zwang ist nur dann (seinem Sinne nach) erfolgreich, wenn er die Wahrhaftigkeit des Bezwungenen tödtet, wenn dieser heuchelt, und sich wie anderen glauben machen will, er sei ein andrer, als er wirklich ist. Das ist die wahre Knechtschaft. Zu dieser braucht es aber der Gezwungene dennoch nicht kommen zu lassen: und wer — selbst unter dem Zwange — seine Wahrhaftigkeit sich wahrt, der wahrt sich im Grunde auch seine Freiheit; wenigstens gewiß mehr als der, der einen Zwang — wie ihn unsre ganze Welt enthält — gar nicht mehr merkt, weil er sich mit seinem eigenen Wesen ihm ganz schon gefügt, sich ihm zu Liebe entstellt hat.

Ich glaube, diese „Wahrhaftigkeit“ ist im Grunde auch die ganze „Wahrheit“, von der in unsren Philosophien und Theologien die Rede ist. „Wahrheit“ ist ein Begriff, und der Natur nach nichts anderes, als die vergegenständlichte „Wahrhaftigkeit“; der eigentliche Inhalt dieser „Wahrhaftigkeit“ ist aber doch nur einzig die „Wirklichkeit“, oder besser: „das Wirkliche“, „das wirklich Seiende“, und „wirklich“ ist nur das, was „sinnlich“ ist, während das „Unsinnliche“ gewiß auch das „Unwirkliche“ ist, nämlich das nur „Gedachte“, „Vorgestellte“. Wenn ich somit die „Wahrhaftigkeit“ gewiß nicht mit Unrecht das umfassendste Gefühl der Wirk-

lichkeit, zugleich mit dem Bekenntnisse dieses Gefühles, nenne, so ist die „Wahrheit“ am Ende nur wieder der Begriff von diesem Gefühle, wenigstens ist sie in der Philosophie dazu geworden: dieser Begriff steht aber gewiß eben so weit von der Wirklichkeit ab, als die „Wahrhaftigkeit“ — in dem bezeichneten Sinne — ihr nahe steht, daher täuscht man sich von jeher wohl in nichts mehr, als in der „Wahrheit“, so daß sie eigentlich wohl das allertrügerischste von der Welt ist; sie wird endlich, wie jeder Begriff, eben nur noch ein Wort, und mit solchen „Worten“ läßt sich wohl recht schön ein „System bereiten“, aber niemals mehr die Wirklichkeit erfassen. Am sichersten erfahren wir diese eben nur mit dem Gefühl, und wahres Gefühl ist nur sinnliches Gefühl. Allerdings müssen wir hier nicht unter „Sinnen“ das verstehen, was die Philosophen und Theologen mit voller Verachtung darunter begreifen, nämlich nicht die „thierischen“ Sinne, sondern eben die menschlichen Sinne, die bekanntlich soweit reichen, daß sie die Sterne messen und ihren Lauf sich darstellen. — Über die „Welt“ nun, soweit sie uns Gegenstand unsres Wahrhaftigkeitsgefühles ist, werden wir uns bald einigen, wenn wir eben den einzig richtigen Erfahrer desselben, eben jenes Gefühl allein gewähren lassen und die durch dasselbe empfangenen Eindrücke einzig beachten. Der Mensch bedient sich, seiner Organisation nach, unendlicher Hülfsmittel zum Erfassen der Welt als eines Ganzen: diese Hülfsmittel sind in ihren mannigfachsten Complicationen eben die „Begriffe“: so stolz dünken wir uns nun beim Erfassen

eines Ganzen durch die Begriffe, daß wir — indem wir eben dieses Ganze zu haben glauben — unwillkürlich wohl vergessen, daß wir nur einen Begriff haben, also eigentlich nur an unsrem Werkzeuge uns erfreuen, während wir von der Wirklichkeit der Welt eben am weitesten abgekommen sind. Wer sich im Wahnsinne dieser Täuschung auf die Dauer nun aber nicht wahrhaft erfreuen kann, der vergegenständlicht sich endlich nun wohl auch sein eigenes, als unbefriedigt empfundenes Wesen, gewahrt die hochmüthige, unerfreuliche Täuschung, und begreift endlich die Nothwendigkeit, sich mit vollem Bewußtsein der Wirklichkeit mit dem Gefühle wieder zu nähern. Wie aber ist diese nun wieder zu erfassen, die sich — als eingebildetes Ganzes — eben nur dem Begriffe, nicht aber dem Gefühle darstellte? Gewiß nur dadurch, daß das Wesen der Wirklichkeit in unendlicher Vielheit erkannt wird. Diese unerschöpfliche, immer neu sich erzeugende und gebärende Vielheit wird vom Gefühle aber nur als einzelne, wechselnde Erscheinung empfunden: dieser Wechsel ist das Wesenhafte des Wirklichen, während nur das Eingebildete wechsellos-unendlich ist. Nur was Wechsel hat, ist wirklich: wirklich sein, leben — heißt: gezeugt werden, wachsen, blühen, welken und sterben; ohne Nothwendigkeit des Todes keine Möglichkeit des Lebens; kein Ende hat nur das, was keinen Anfang hat, — anfanglos ist aber nichts Wirkliches, sondern nur das Gedachte. Somit hieße in der vollsten Wahrheit aufgehen, sich als empfindender Mensch der vollen Wirklichkeit hingeben: Zeugung, Wachsthum,

Blüthe — Welken und Vergehen rückhaltlos, mit Wonne und Trauer empfinden, und dadurch nur leben wollen, daß wir in Lust und Leid leben und — sterben. Dieß nur ist „aufgehen in der Wahrheit". — Um dieses Aufgehen zu ermöglichen, haben wir aber das Suchen nach dem „Ganzen" völlig aufzugeben: das Ganze zeigt sich uns nur in der einzelnen Erscheinung, denn nur diese können wir (im vollen Sinne des Wortes) wahrnehmen; wirklich „begreifen" können wir eine Erscheinung nur, wenn wir uns völlig von ihr einnehmen lassen können, wie wir sie völlig in uns aufzunehmen vermögen müssen. Wie geschieht dieser wundervolle Proceß auf das Vollständigste? fragt die Natur! Nur durch die Liebe! — alles, was ich nicht lieben kann, bleibt außer mir, und ich bleibe außer ihm: hier kann wohl der Philosoph sich einbilden zu begreifen, nicht aber der wahrhaftige Mensch. Die Liebe in vollster Wirklichkeit ist nun bloß innerhalb des Geschlechtes möglich: nur als Mann und Weib können wir Menschen am wirklichsten lieben, während alle andere Liebe nur eine von dieser Liebe abgeleitete, von ihr herrührende, auf sie sich beziehende, oder ihr künstlich nachgebildete ist. Irrig ist es, diese Liebe nur für eine Offenbarung der Liebe überhaupt zu halten, während neben ihr andre, und wohl gar höhere Offenbarungen anzunehmen wären. Wer allerdings, wie der Metaphysiker, die Unsinnlichkeit vor der Wirklichkeit setzt, und das sinnliche Sein aus der Idee ableitet, — wer somit die Logik für die Genetik setzt —

der mag auch recht haben, den Begriff der Liebe als vor der wirklichen Äußerung der Liebe vorhanden sich zu denken, und demnach von Offenbarung der präexistirenden unsinnlichen Liebe durch die wirkliche sinnliche Liebe zu sprechen: dann wird er auch recht thun, diese Liebe zu verachten, wie überhaupt die Sinne. Jedenfalls ist aber darauf zu wetten, daß er selbst nie so geliebt hat und geliebt wurde, wie eben Menschen sich lieben können, sonst würde ihm klar geworden sein, daß er bei seiner Verachtung eben nur die thierische Liebe, wie überhaupt die thierische Sinnlichkeit, nicht aber die menschliche Liebe sich vorstellte. Höchste Befriedigung des Egoismus finden wir nur im vollsten Aufgehen desselben, und dieses findet der Mensch nur durch die Liebe: allein der wirkliche Mensch ist Mann und Weib, und nur in der Vereinigung von Mann und Weib existirt erst der wirkliche Mensch, erst durch die Liebe wird daher der Mann wie das Weib — Mensch. Wenn wir jetzt von „Mensch" reden, sind wir allerdings so lieblos dumm, unwillkürlich uns immer nur den Mann zu denken. Erst diese Vereinigung von Mann und Weib, erst die Liebe also erzeugt (sinnlich und metaphysisch) den Menschen, und wie der Mensch im ganzen Leben nichts so schöpferisch Geniales wieder darstellt, als sein eignes Dasein, sein Leben ist, so überbietet er auch nie wieder jenen Act seiner eigentlichen Menschwerdung durch die Liebe; er kann ihn nur wiederholen — wie überhaupt unser ganzes Leben ein beständiges Wiederholen der Vielheit der Einzelheiten

der Lebensmomente ist — und diese Wiederholung ermöglicht eben einzig die Eigenschaft dieser Liebe, nach welcher sie der Ebbe und Fluth gleicht, wechselt, endet und wieder lebt. Ein heilloses Mißverständniß der Liebe ist es daher, wenn gerade diese Eigenschaft, nach welcher sie sich immer wiederholen, immer neu sein kann, ihr als Schwäche angerechnet wird: wogegen die von der wirklichen Liebe nur abstrahirte, gedachte Liebe, wie die Liebe zu Gott-weiß-welchem Ganzen, wiederum nur Gedachten — als die ächte, weil dauernde Liebe vorgestellt wird. Schon diese mögliche „Dauer" zeugt für das Unwesenhafte dieser gemeinten Liebe. „Ewig" — im wahren Sinne des Wortes — ist was die Endlichkeit (oder vielmehr: den Begriff der Endlichkeit) aufhebt: auf das „Wirkliche" paßt aber der Begriff der Endlichkeit gar nicht, denn das Wirkliche, d. h. das immer Wechselnde, Neue, Viele — ist ja eben die Aufhebung des nur Gedachten, als endlich Vorgestellten: die Unendlichkeit der Metaphysik ist ewige Unwirklichkeit. Das Endliche ist nur eine Vorstellung, die uns allerdings ängstigen kann; dieß vermag sie aber nur dann, wenn die Wirklichkeit unserem Gefühle nicht gegenwärtig ist: tritt die Wirklichkeit der Liebe dagegen in voller Gegenwart an uns heran, so hebt sie eben den ängstigenden Begriff auf, sie vernichtet die Endlichkeit, indem sie keine Vorstellung davon mehr aufkommen läßt. Somit ist nur das Wirkliche ewig, die vollste Wirklichkeit kommt uns aber nur im Genuß der Liebe; sie ist somit das Ewigste. — In Wahrheit hört der Egoismus nur

beim Aufgehen des „Ich“ in das „Du“ auf: dieses „Ich“ und „Du“ stellt sich aber nicht dar, sobald ich mich mit dem Ganzen der Welt zusammenstelle: „ich“ und die „Welt“ heißt nichts anderes, als „ich“ allein; volle Wirklichkeit wird mir die Welt erst, wenn sie mir zum „Du“ geworden ist, und dieß wird sie nur in der Erscheinung des geliebten Individuums. Diese Erscheinung kann sich endlich im Kinde, im Freunde wiederholen; immer aber werden wir das Kind, den Freund erst ganz lieben können, wenn wir überhaupt schon lieben konnten, und dieß lehrt dem Manne z. B. erst das Weib; gewiß ist auch Kindes- und Freundesliebe immer nur eine Art von Nothbehelf, den diejenigen erst am deutlichsten erkennen, die in der Geschlechtsliebe vollkommen glücklich waren; jene ist überhaupt nur ein Merkmal der Vielseitigkeit der menschlichen Natur, bei welcher denn selbst Abnormitäten zum Vorschein kommen dürfen, Abnormitäten der lächerlichsten wie der tragischsten Art. —

Genug! Ich wage es, diese Bekenntnisse Dir in Deine Einsamkeit zuzuschicken, ohne Furcht, Dir durch Theilung meiner Ansichten Trübsal zu erwecken. Nicht nur Du, sondern auch ich — wie Alle — leben gegenwärtig in Zuständen und Verhältnissen, die nur auf Surrogate, auf Nothbehelfe hinweisen; das wahrste, wirklichste Leben kann für Dich nicht weniger als für mich nur ein Gedachtes, Gewünschtes sein. Ich bin 36 Jahre alt geworden, ehe ich errieth, was eigentlich der Inhalt meines Kunstdranges sei: so lange galt mir die Kunst als der Zweck, und das Leben als das Mittel.

Nun war die Entdeckung allerdings zu spät, und nur tragische Erfahrungen konnten meinem neuen Lebenstriebe antworten. Ein weitrer Blick in die Welt der Gegenwart zeigt uns nun ferner, daß die Liebe überhaupt jetzt unmöglich ist; einer meiner Freunde konnte mit Sicherheit z. B. den Deutschen zurufen: „ihr kennt ja die Liebe gar nicht: wie können denn Menschen lieben wollen, die keine Initiative des Charakters haben? das ist ja unmöglich!" — Heißt es also, sich durch irgend einen Nothbehelf zu retten suchen, so kann ich keinen besseren finden, als die aufrichtigste Einsicht in den so bewandten Stand der Dinge, das offne Zugeständniß der Wahrheit, selbst wenn für unsre Person kein andrer Gewinn mehr daraus zu ziehen ist, als eben der Stolz der Erkenntniß, und endlich der Wille und das Streben, den Menschen, durch Mittheilung dieser Erkenntniß, den Weg ihrer Erlösung zu zeigen. So wenden wir uns allerdings dem Ganzen der Menschheit zu, aber eben nur aus Nothbehelf, weil wir erkennen, daß nicht der Einzelne für sich glücklich sein kann, sondern nur, wenn Alle glücklich sind, er auch sich befriedigt fühlen darf. Du siehst, daß ich hiermit ganz auf Deinen Standpunkt trete: nur betrachte ich diesen Standpunkt nicht als den Endpunkt, sondern nur als ein Mittel, als einen Weg zu meinem Ziele: dieses Ziel wird aber von den Meisten eben noch nicht erkannt: ich habe es jedoch vorhin nachgewiesen; es ist: die Ermöglichung der Liebe, als des vollsten Innewerdens der Wirklichkeit — Wahrheit; nicht aber der gedachten,

abstrahirten, unsinnlichen (jetzt uns einzig nur möglichen) Liebe, sondern der Liebe des „Ich“ und „Du“.

Somit kann ich nicht anders, als die ungeheuren Bemühungen des menschlichen Geschlechts, und so auch gegenwärtig alle und jede Wissenschaft, nur für Wege und Mittel zu erachten, deren Ziel an sich ein so unendlich einfaches und doch so göttliches Resultat ist. Ich respectire somit jede dieser Anstrengungen, erkenne in jedem Schritte eine Nothwendigkeit, und freue mich herzlich wenn diese Schritte geschehen: ich selbst aber habe das einfache Ziel so dicht bereits vor Augen, daß es mir unmöglich ist, von ihm meinen Blick gewaltsam wieder abzuwenden, um an jenem (im Grunde für das Ziel doch bewußtlosen) Streben theilzunehmen: nur die Noth einer großen Bewegung könnte mich zu dieser Selbstverleugnung bringen; diese heiße ich willkommen, wenn sie eintritt, als die mir einzig mögliche Erlösung. — Wirst Du es mir nun aber verargen, wenn ich Deinem Rathe, mich von Träumereien und egoistischen Schwärmereien abzuwenden, um mich dafür dem einzig Realen, dem wirklichen Leben und seinen Bestrebungen zuzuwenden, nur lächelnd erwiedern kann, und dagegen glaube, daß ich der vollen Wirklichkeit mich viel bestimmter, bewußter und unmittelbarer zuwende, indem ich jede meiner Lebensäußerungen, selbst die leidenvollsten, nur auf jenes Ziel und seine Kundmachung verwende? Gewiß wirst Du mir selbst Recht geben müssen, wenn ich z. B. dem „Robespierre“ die tragischste Bedeutung, die er bisher für Dich hat, nur sehr bedingt,

fast gar nicht zugestehe. Dieser Typus ist mir eben so höchst unsympathetisch, weil ich in den nach ihm gearteten Individualitäten nicht eine Ahnung von dem eigentlichen Inhalte des Strebens der Menschheit seit ihrer Entartung von der Natur entdecken kann. Das Tragische Robespierre's besteht eigentlich in der unglaublichen Jämmerlichkeit, mit der dieser Mensch, am Ziele seiner Machtbestrebungen, gänzlich ohne Wissen davon dastand, was er denn nun eigentlich mit dieser gewonnenen Macht anfangen soll. Er wird nur tragisch, weil er dieß selbst eingesteht, und weil er an der Unfähigkeit, etwas zu machen, etwas Beglückendes in das Leben zu rufen, zu Grunde ging. Ich finde daher, daß es sich mit ihm gerade umgekehrt so verhält, wie Du es auffassest: ihm war nicht ein hoher Zweck bekannt, um dessen Erreichung willen er zu schlechten Mitteln griff; sondern um den Mangel eines solchen Zweckes, um seine eigentliche Inhaltslosigkeit zu decken, griff er zu dem ganzen scheußlichen Guillotinenapparat; denn es ist erwiesen, daß die »terreur« als reines Regierungs- und Behauptungsmittel, ohne alle eigentliche Leidenschaft, aus rein politischen — d. h. ehrgeizig, selbstsüchtigen Gründen — gehandhabt wurde. So hatte dieser höchst ärmliche Mensch — der endlich nur seine abgeschmackte »vertu« auskramen konnte — eigentlich nur in den Mitteln seinen Zweck, und so geht es mit all diesen rein politischen Helden, die mit vollem Rechte an ihrer Unfähigkeit der Art zu Grunde gehen, daß hoffentlich diese ganze Gattung bald vollständig aus der Geschichte

schwinden soll. — Hingegen bleibe ich dabei, daß mein Lohengrin (nach meiner Auffassung) die tiefste tragische Situation der Gegenwart bezeichnet, nämlich das Verlangen aus der geistigsten Höhe in die Tiefe der Liebe, die Sehnsucht, vom Gefühl begriffen zu werden, eine Sehnsucht, welche die moderne Wirklichkeit eben noch nicht erfüllen kann.

Doch hierüber habe ich mich in meinem Vorworte breit genug ausgelassen. Es bliebe nur noch zu bezeichnen, was ich von meinem Standpunkte aus zu thun nun mich gedrängt fühlen muß, um dem von mir erkannten Ziele der Menschheit — das mir als Person verwehrt bleiben muß, weil Alle noch jetzt es sich verwehren — mich und die Menschheit zugleich zu nähern, ohne mit jenen Mitteln mich zu befassen, deren ich mich nun einmal nicht mehr bedienen kann. Hierzu soll mir meine Kunst verhelfen: und das Kunstwerk, das ich in diesem Sinne entwerfen mußte, ist eben mein Nibelungen-Gedicht. Ich glaube fast, daß weniger die Undeutlichkeit der jetzigen Fassung des Gedichtes, als vielmehr der von Dir so ernsthaft eingenommene, von dem meinigen doch aber ziemlich entfernte, Standpunkt daran schuld war, daß Dir manches in ihm unverständlich blieb. Dergleichen Irrungen sind natürlich nur von Seiten eines selbst mit producirenden, aus sich nachschaffenden Lesers möglich: während der naive Mensch, allerdings ohne festes Bewußtsein, doch leichter die Sache, wie sie ist, in sich aufnimmt. Für mich hat mein Gedicht nur folgenden Sinn: —

Darstellung der oben von mir bezeichneten Wirklichkeit. — Statt der Worte: „ein düstrer Tag dämmert den Göttern: in Schmach doch endet Dein edles Geschlecht, läßt Du den Reif nicht los!“ lasse ich jetzt Erda nur sagen: „Alles was ist — endet: ein düstrer Tag dämmert den Göttern: Dir rath' ich, meide den Ring!“ — Wir müssen sterben lernen, und zwar sterben, im vollständigsten Sinne des Wortes; die Furcht vor dem Ende ist der Quell aller Lieblosigkeit, und sie erzeugt sich nur da, wo selbst bereits die Liebe erbleicht. Wie ging es zu, daß diese höchste Beseligerin alles Lebenden dem menschlichen Geschlechte so weit entschwand, daß dieses endlich alles was es that, einrichtete und gründete, nur noch aus Furcht vor dem Ende erfand? Mein Gedicht zeigt es. Es zeigt die Natur in ihrer unentstellten Wahrheit mit all ihren vorhandenen Gegensätzen, die in ihren unendlich mannigfachen Begegnungen auch das gegenseitig sich Abstoßende enthalten. Nicht aber daß Alberich von den Rheintöchtern abgestoßen wurde — was diesen ganz natürlich war — ist der entscheidende Quell des Unheils; Alberich und sein Ring konnten den Göttern nichts schaden, wenn diese nicht bereits für das Unheil empfänglich waren. Wo liegt nun der Keim dieses Unheils? Siehe die erste Scene zwischen Wodan und Fricka — die endlich bis zu der Scene im 2. Acte der Walküre führt. Das feste Band, das beide bindet, entsprungen dem unwillkürlichen Irrthume der Liebe, über den nothwendigen Wechsel hinaus sich zu verlängern, sich gegenseitig zu

gewährleisten, dieses Entgegentreten dem ewig Neuen und Wechselvollen der Erscheinungswelt — bringt beide Verbundene bis zur gegenseitigen Qual der Lieblosigkeit. Der Fortgang des ganzen Gedichtes zeigt demnach die Nothwendigkeit, den Wechsel, die Mannigfaltigkeit, die Vielheit, die ewige Neuheit der Wirklichkeit und des Lebens anzuerkennen und ihr zu weichen. Wodan schwingt sich bis zu der tragischen Höhe, seinen Untergang — zu wollen. Dieß ist Alles, was wir aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben: das Nothwendige zu wollen und selbst zu vollbringen. Das Schöpfungswerk dieses höchsten, selbstvernichtenden Willens ist der endlich gewonnene furchtlose, stets liebende Mensch: Siegfried. — Das ist Alles. — Des Näheren verdichtet sich die unheilstiftende Macht, das eigentliche Gift der Liebe, in dem, der Natur entwendeten und gemißbrauchten Golde, dem Nibelungen-Ringe: nicht eher ist der auf ihm haftende Fluch gelöst, als bis es der Natur wiedergegeben, das Gold in den Rhein zurückversenkt ist. Auch dieß lernt Wodan erst ganz am Schlusse, am letzten Ziele seiner tragischen Laufbahn erkennen: das, was Loge ihm im Anfang wiederholt und rührend vorhielt, übersah der Machtgierige am meisten; zunächst lernte er — an Fafner's That — nur die Macht des Fluches erkennen; erst als der Ring auch Siegfried verderben muß, begreift er, daß einzig diese Wiedererstattung des Geraubten das Unheil tilgt, und knüpft daher die Bedingung seines gewünschten eignen Unterganges an diese Tilgung eines

ältesten Unrechtes. Erfahrung ist Alles. Auch Siegfried allein (der Mann allein) ist nicht der vollkommene „Mensch“: er ist nur die Hälfte, erst mit Brünhilde wird er zum Erlöser; nicht Einer kann Alles; es bedarf Vieler, und das leidende, sich opfernde Weib wird endlich die wahre wissende Erlöserin: denn die Liebe ist eigentlich „das ewig Weibliche“ selbst. — So viel von den allgemeinsten und größten Zügen: sie enthalten alle einzelnen, bestimmteren in sich. —

Ich kann nicht anders denken, als daß Du mich in diesem Sinne ebenfalls verstanden hast: nur scheint es mir, Du legtest auf Mittel- und Zwischen-Glieder der großen Kette mehr Werth, als ihnen — als solchen — zukommt; als hättest Du dieß aber thun müssen, um eine Dir eigene, vorgefaßte Anschauungsweise aus meinem Gedichte zu rechtfertigen. Im Ganzen fandest Du mit gewissen Ausstellungen gegen Undeutlichkeit einzelner Verhältnisse keinen rechten Anklang bei mir. Ich glaube mich dagegen mit ziemlich richtigem Instincte vor einem allzu großen Deutlichmachungseifer gehütet zu haben, denn meinem Gefühle ist es klar geworden, daß ein zu offnes Aufdecken der Absicht das richtige Verständniß durchaus stört; es gilt im Drama — wie im Kunstwerk überhaupt — nicht durch Darlegung von Absichten, sondern durch Darstellung des Unwillkürlichen zu wirken. Dieß eben unterscheidet auch meinen dichterischen Stoff von dem jetzt fast einzig nur noch gekannten politischen Stoff. Wenn Du z. B. dem Auftreten Wodan's im „jungen Siegfried“ mehr Absicht eingeprägt wissen möchtest,

als ich ihn jetzt ausdrücken lasse, so schadest Du der von mir zu höchst beabsichtigten Unwillkür in der Entwickelung des Ganzen sehr empfindlich. Wodan ist nach dem Abschied von Brünhilde in Wahrheit nur noch ein abgeschiedener Geist: seiner höchsten Absicht nach kann er nur noch gewähren lassen, es gehen lassen wie es geht, nirgends aber mehr bestimmt eingreifen; deswegen ist er nun auch „Wanderer" geworden: sieh Dir ihn recht an! er gleicht uns auf's Haar; er ist die Summe der Intelligenz der Gegenwart, wogegen Siegfried der von uns gewünschte, gewollte Mensch der Zukunft ist, der aber nicht durch uns gemacht werden kann, und der sich selbst schaffen muß durch unsre Vernichtung. In solcher Gestalt — mußt Du zugestehen — ist uns Wodan höchst interessant, wogegen er uns unwürdig erscheinen müßte als subtiler Intriguant, denn das wäre er, wenn er Rathschläge gäbe, die scheinbar gegen Siegfried, in Wahrheit aber für ihn, und namentlich für sich gelten: das wäre ein Betrug, würdig unsrer politischen Helden, nicht aber meines untergangsbedürftigen jovialen Gottes. Sieh, wie er dem Siegfried im dritten Acte gegenüber steht! Er ist hier vor seinem Untergange so unwillkürlicher Mensch endlich, daß sich — gegen seine höchste Absicht — noch einmal der alte Stolz rührt, und zwar (wohlgemerkt!) aufgereizt durch — Eifersucht um Brünhilde; denn diese ist sein empfindlichster Fleck geworden. Er will sich gleichsam nicht nur so bei Seite schieben lassen, sondern fallen — besiegt werden: aber auch dieß ist ihm so wenig ab-

sichtliches Spiel, daß er in schnell entflammter Leidenschaft sogar auf Sieg ausgeht, auf einen Sieg, der — wie er sagt — ihn nur noch elender machen müßte. — Für die Kundgebung der Absichten mußte ich meinem Gefühle nach ein unendlich feines Maaß einhalten: allerdings soll mein Held nicht den Eindruck eines gänzlich Bewußtlosen machen: im Siegfried habe ich vielmehr den mir begreiflichen vollkommensten Menschen darzustellen gesucht, dessen höchstes Bewußtsein darin sich äußert, daß alles Bewußtsein immer nur in gegenwärtigstem Leben und Handeln sich kundgiebt: wie ungeheuer ich dieses Bewußtsein, das fast nie ausgesprochen werden darf, erhebe, wird Dir aus der Scene Siegfried's mit den Rheintöchtern klar werden; hier erfahren wir, daß Siegfried unendlich wissend ist, denn er weiß das Höchste, daß Tod besser ist, als Leben in Furcht: er kennt auch den Ring, aber er achtet seiner Macht nicht, weil er was Besseres zu thun hat; er wahrt ihn nur als Zeugniß dessen, daß er — das Fürchten nicht gelernt hat. Gestehe, vor diesem Menschen muß alle Götterpracht erbleichen! Am meisten fällt mir von Dir die Frage auf: warum nun, da das Rheingold dem Rhein zurückgegeben ist, die Götter doch noch untergehen? — Ich glaube, bei einer guten Aufführung wird der naivste Mensch hierüber ganz einig mit sich werden. Allerdings geht der Untergang nicht aus Contrapunkten hervor: diese ließen sich überhaupt ja deuten, drehen und wenden — man brauchte nur einen juristischen Politiker als Advocat dazu zu nehmen; son-

dern aus unserm innersten Gefühle erwächst uns — wie Wodan aus seinem Gefühle — die Nothwendigkeit dieses Unterganges. Hierauf kam es an, aus dem Gefühle diese Nothwendigkeit zu rechtfertigen, und ihm geschieht dieß ganz von selbst, wenn es vollkommen theilnehmend von Anfang an den Gang der ganzen Handlung mit all ihren einfachen, natürlichen Motiven verfolgt: wenn schließlich Wodan diese Nothwendigkeit ausspricht, so sagt er nur das, was wir selbst bereits für nothwendig halten. Wenn Loge am Schlusse des Rheingoldes den nach Walhall ziehenden Göttern nachredet: „Ihrem Ende eilen sie zu, die so stark im Bestehen sich wähnen", so bringt er in diesem Augenblicke unsre eigne Empfindung gewiß nur zum Ausdruck, denn wer dieses Vorspiel theilnehmend verfolgt, nicht grübelnd und abwägend, sondern die Vorfälle auf sein Gefühl wirken lassend, der muß Loge vollkommen beistimmen. —

Laß mich Dir noch etwas von Brünhilde sagen. Auch sie verkennst Du doch, wenn Du ihre Weigerung, den Ring Wodan zu überlassen, hart und eigensinnig findest. Erlebtest Du nicht, daß Brünhilde sich von Wodan und allen Göttern geschieden um — der Liebe willen, weil sie — wo Wodan Plänen nachhing — nur — liebte? Seit vollends Siegfried sie erweckt, hat sie kein andres Wissen mehr als das Wissen der Liebe. Nun — das Symbol dieser Liebe ist — da Siegfried von ihr zog — dieser Ring: da ihn Wodan von ihr fordert, tritt ihr nur noch der Grund ihrer Trennung

von Wodan entgegen (weil sie aus Liebe handelte), und nur eines weiß sie jetzt noch, daß sie allem Götterthume entsagt hat um der Liebe willen. Sie weiß aber, daß die Liebe das einzig Göttliche ist: so möge denn Walhall's Pracht zu Grunde gehen, aber den Ring — (die Liebe —) opfert sie nicht. Ich bitte Dich, wie erbärmlich, geizig und gemein stünde sie nun da, wenn sie den Ring deshalb verweigerte, weil sie (etwa durch Siegfried) um seinen Zauber, um seine Goldmacht wüßte? Das wirst Du doch diesem herrlichen Weibe nicht im Ernste zumuthen? — Schauert es Dich aber, daß dieses Weib gerade in diesem verfluchten Ringe das Symbol der Liebe bewahrt, so wirst Du ganz nach meiner Absicht empfinden, und hierin die Macht des Nibelungen-Fluches auf seiner furchtbarsten, tragischsten Höhe erkennen: dann wirst Du überhaupt die Nothwendigkeit des ganzen letzten Drama's „Siegfried's Tod" erkennen. Das mußten wir noch erleben, um vollkommen das Unheil des Goldes inne zu werden. Warum Brünhilde so schnell dem verstellten Siegfried sich fügt? eben weil dieser ihr den Ring entrissen, in welchem sie einzig auch noch ihre Kraft bewahrte. Das Furchtbare, Dämonische des ganzen Auftrittes ist Dir überhaupt entgangen: durch das Feuer, das seiner Bestimmung, wie der Erfahrung nach — einzig Siegfried durchschreiten sollte und konnte, dringt — leichter Mühe — ein „andrer" zu ihr: Alles schwankt zu Br.'s Füßen, Alles ist aus den Fugen; in einem furchtbaren Kampfe wird sie überwältigt, sie ist

„von Gott verlassen“. Und außerdem ist es — Siegfried in Wirklichkeit, der ihr gebietet das Lager mit ihm zu theilen — Siegfried, den sie (unbewußt — aber desto verwirrender) trotz seiner Verhüllung an dem leuchtenden Auge — fast — erkennt. (Du fühlst, hier geht etwas eben „Unaussprechliches“ vor, und hast daher sehr Unrecht, mich darüber zum Sprechen zu interpelliren!)

Nun, ich bin gehörig in das Breite gerathen: die Furcht hiervor war auch der Grund der Verzögerung meines Schreibens. Es war mir beängstigend, daß Du gewisse Züge so ganz hattest mißverstehen können. Klar wurde mir allerdings, daß nur das vollendete Ganze im glücklichen Falle jedem Mißverständnisse würde wehren können: da mich denn ein heftiges Verlangen zum Beginn der musikalischen Ausführung erfaßte, gab ich mich recht freudig diesem hin, ehe ich Dir schrieb. Die nun beendigte Composition des so schwierigen und wichtigen Rheingoldes hat mir, wie Du siehst, eine große Sicherheit wiedergegeben. Wie vieles, bei dem ganzen Wesen meiner dichterischen Absicht, erst durch die Musik deutlich wird, das habe ich nun wieder ersehen: ich kann jetzt das musiklose Gedicht gar nicht mehr ansehen. Mit der Zeit denke ich Dir auch die Composition mittheilen zu können. Für jetzt nur so viel, daß sie zu einer fest verschlungenen Einheit geworden ist: das Orchester bringt fast keinen Tact, der nicht aus vorangehenden Motiven entwickelt ist. Doch hierüber läßt sich nicht verkehren.

Was Du mir über die Ausführung und Aufführung des Ganzen mittheilst, hat meinen vollkommenen Beifall: Du weißt ganz worauf es hier ankommt. Gewiß befolge ich in Allem Deine Rathschläge. Wie ich die endliche Aufführung zu Stande bringen werde, ist allerdings noch ein gewaltiges Problem. Doch werde ich es seiner Zeit angreifen, weil ich sonst keinen mir entsprechenden Lebenszweck mehr vor mir sehen könnte. Ich glaube mit ziemlicher Sicherheit, daß alles rein Mechanische des Unternehmens zu Stande kommen dürfte: aber — meine Darsteller?! Da falle ich in ein gewaltiges Seufzen. Natürlich muß ich auf junge Leute halten, die durch unsre Opernbühne nicht schon ganz ruinirt sind: an sogenannte „Berühmtheiten" denke ich gar nicht. Wie ich mir meine junge Welt nun ziehe, das muß ich auch erst sehen; am liebsten hätte ich meine Truppe ein Jahr lang zusammen, ohne sie öffentlich auftreten zu lassen; ich muß dann täglich mit ihnen umgehen, sie menschlich und künstlerisch üben, und für ihre Aufgabe allmählich reifen lassen. Unter den glücklichsten Umständen dürfte ich daher vor dem Sommer 1858 auf keine erste Aufführung rechnen. Möge es nun aber dauern, wie lange es wolle, immer reizt es mich, in einer so concentrirten Thätigkeit für einen mir ganz eigenen Zweck mir noch eine Nöthigung zum Leben zu setzen. Im Übrigen muß ich taub für alle Deine Lebens-Rathschläge bleiben: hier läßt sich nichts machen, sondern Alles macht sich. Glaub' mir, auch den „Landbauer" habe ich schon stark in das Auge gefaßt: um ein radikal gesunder Mensch

zu werden, ging ich vor zwei Jahren in eine Wasserheilanstalt; Kunst und Alles wollte ich aufgeben, wenn ich wieder ein Naturmensch werden konnte. Bester, was mußte ich über meinen naiven Wunsch lachen, als ich nahe daran kam, verrückt zu werden! Keiner von uns soll das gelobte Land sehen: wir werden Alle in der Wüste sterben. Geist ist — wie Jemand gesagt hat — eine Krankheit: sie ist incurabel. Bei dem jetzigen Leben gestattet die Natur nur Abnormitäten: wir müssen — im glücklichsten Falle — Martyre sein; wer sich diesem Berufe entziehen will, wüthet gegen die Möglichkeiten seiner Existenz. Ich kann jetzt nicht anders, als als Künstler noch existiren: alles Übrige — da ich das Leben, die Liebe — nicht mehr umfassen kann, ekelt mich, oder hat nur in so weit Interesse für mich, als es auf die Kunst Bezug hat. Nun giebt es zwar ein qualvolles Leben, aber es giebt doch das einzig mögliche Leben. Zudem habe ich an meinen Werken merkwürdige Erfahrungen gemacht: wenn ich den leidenvollen Zustand, in dem ich jetzt normal bin, empfinde, kann ich nicht anders, als meine Nerven für ruinirt halten; wunderbarer Weise thun mir aber diese Nerven — wenn es gilt, und mir schöne entsprechende Anregungen kommen — die wundervollsten Dienste; ich bin dann von einer Hellsichtigkeit, von einer Wohlempfindung des Erfahrens und Producirens, wie ich früher es nie gekannt hatte. Soll ich nun sagen, meine Nerven sind ruinirt? Ich kann's nicht. Ich sehe nur, daß der meiner Natur — wie sie sich nun einmal ent-

wickelt hat — normale Zustand die Exaltation ist, während die gemeine Ruhe ihr anormaler Zustand ist. In der That fühle ich mich nur wohl, wenn ich „außer mir“ bin: dann bin ich ganz bei mir. — Wenn Goethe anders war, so beneide ich ihn drum nicht, wie ich überhaupt doch wieder mit Niemand tauschen möchte, selbst mit Humboldt nicht, den Du für ein Genie hältst, was ich nicht kann. Am Ende geht es Dir auch so: denn wohl auch Du tauschest vielleicht mit Niemand, woran Du im Grunde sehr recht hättest, — mindestens bewundere ich Dich aufrichtig.

Die Natur liegt mir nicht so fern, als Du glaubst: bin ich selbst auch nicht mehr im Stande, mich in einen wissenschaftlichen Verkehr mit ihr zu setzen. Dafür muß mir Herwegh dienen, der auch hier lebt und seit lange ein sehr gründliches Naturstudium treibt: durch ihn, den Freund, erfahre ich gar schöne, wichtige Dinge von der Natur, und sie bestimmt mich in Vielem und Großem. Nur wenn sie mir das eigentliche Leben, die Liebe — ersetzen soll, so lasse ich sie links: darin bin ich nun, wie Brünhilde mit dem Ringe. Lieber untergehen, selbst genußlos sein, als meinem Bekenntnisse entsagen.

Wenn ich Deinen Rathschlägen so antworte, so wolle nur ja nicht glauben, daß ich Dir undankbar dafür bin: wie könnte ich Dir für Deine Liebe undankbar sein, die sie Dir eingiebt? Sieh, diese erfreut mich unendlich: ich kann Dir ja nicht beschreiben, welch rührenden Eindruck Du damit auf mich machst. Dieser Rührung kann wirklich nur die Bewunderung für Dich gleich-

kommen, für die Stärke — und wiederum für die Weichheit Deines Geistes. Wenn ich mir noch eine Erfahrung wünsche, so wäre dieß zunächst die Ausführung des Werkes, von dem Du mir schreibst, daß Du es gemacht hättest. Ist es unmöglich? Was fehlt Dir, um es zu können? Theile mir das genau mit, damit ich Dir vielleicht helfen kann. — Hast Du denn nichts vom Buchhändler Avenarius in Leipzig erfahren? Er ist leider der einzige, auf den ich einigen Einfluß zu haben glauben dürfte, während ich mit meinen Verlegern nur durch andere, und für mich keinesweges zufriedenstellend, verkehrt habe. An ihn schrieb ich sogleich nach Empfang Deines Briefes und bat ihn, sich direct an Dich mit etwaigen Aufträgen u. dgl. zu wenden. Trotz einer erneueten Anfrage deshalb habe ich keine Antwort von ihm erhalten. (?)

Ich wüßte Dir gerade jetzt nichts zu schicken, was Dich interessiren könnte: ich selbst bin jetzt aller Lectüre ganz fremd geworden. So wie ich aber etwas finde, theile ich Dir's mit. — Mein Tannhäuser wird jetzt ziemlich überall in Deutschland gegeben; besonders haben sich alle kleinen Theater daran gemacht, während die größten — aus erklärlichen Gründen — sich ihn noch fern halten. Über die Aufführungen selbst erfahre ich meistens, daß sie miserabel sind, so daß ich nicht begreife, woher das Gefallen kommt: da ich nichts davon sehe, bin ich etwas unempfindlich gegen diese Prostitutionen meiner Werke geworden, nur eine neuliche erste Aufführung des Lohengrin in Leipzig machte

auf mich einen heftig schmerzlichen Eindruck: sie soll beispiellos schlecht gewesen sein; unter andren hörte man den ganzen Abend — außer vom Heerrufer — kein Wort aussprechen! — So bereue ich endlich doch, meine Werke hergegeben zu haben. In Boston giebt man jetzt schon Wagner-nights, Conzertabende, wo nur meine Compositionen aufgeführt werden. Man fordert mich auf, nach Amerika zu kommen: könnten sie mir dort die geeigneten Mittel schaffen, wer weiß, was ich thäte; so aber als Conzertgeber umherzuziehen, kann mir doch, selbst für vieles Geld, keiner zumuthen! —

Nun, Liebster, will ich denn auch zu Schlusse kommen. Wenn's sein sollte, könnte ich am Ende noch ein Buch Papier verschreiben; der Stoff würde nicht ausgehen: doch das wollen wir uns auf neue Anregung vorbehalten. Hoffentlich, — und wenn Du kannst — läßt Du mich nicht so lange auf einen Brief warten, als ich Dich auf diese Antwort. Schreibe mir besonders auch von Deinen Arbeiten. Etwa Vergessenes hole ich dann auch nach. Jetzt — leb' wohl, lieber theurer Freund. Hoffe — denn am Ende hoffe ich selbst auch.

Dein

Richard Wagner.

Zürich, 26. Jan. 1854.

An

August Roeckel

frei

Schloß Waldheim
(Königreich Sachsen).

V.

Lieber Freund!

Soeben erhalte ich Deinen Brief und lege meine Arbeit beiseite, um Dir sogleich zu antworten, damit die jahrlang gehegte Absicht doch sicher endlich einmal zur Ausführung kommt. Ein Brief an Dich lag mir immer auf der Seele, und kaum kann ich mir erklären, wie ich so lange nicht dazu kam: wahrscheinlich fehlte mir immer die augenblickliche Laune eben zum Schreiben; auf meinen einsamen Spaziergängen schrieb ich Dir in Gedanken oft genug. Aber ich bin ein völliger Pedant mit so etwas geworden, und ein durchgehends auf mir lastender Mißmuth hält mich gemeinhin von allen Ergießungen ab, wogegen ich mich durch regelmäßiges Arbeiten los zu werden suche. Doch laß mich mit diesen Erklärungen jetzt keine Zeit verlieren! — Zuletzt hatte mich der Besuch meiner Frau bei Dir und ihre Nachricht über Dich ganz eigenthümlich beruhigt; es kam mir vor, als ob ich nichts Überflüssigeres thun könnte, als für Dich ängstlich besorgt zu sein. Versteh' das nicht falsch! Auch Dein Vater, der mich hier besuchte, machte mich fast heiterer Laune über Dich; sein klares, verständiges, höchst präcises Wesen sprach sich auch über Dich so eigenthümlich beruhigend aus, daß wir — aufrichtig gesagt — ein paar mal tüchtig in's Lachen kamen. So blieb mir als Hauptstoff zu einer Mittheilung an Dich fast nur ich selbst übrig, und mit mir hat es denn nun manchen Haken. —

Doch, zur Sache! zuerst an die äußeren Angelegenheiten. Ich lebe nach wie vor hier in größter Zurückgezogenheit, einzig und allein meiner großen Arbeit, der Composition meiner Nibelungen. In Deutschland machen meine Opern fortwährend ihre Geschäfte: doch geht es immer etwas langsam. Der Tannhäuser ist ziemlich überall gegeben außer in Berlin, Braunschweig, Wien, München, Stuttgart und den sonstigen kleineren Theatern Bayerns und Österreichs, wohl aber in Prag und Grätz. Der Lohengrin folgt allmählich nach, und hält sich gut am Rheine und in Breslau; auch den Holländer greift man hie und da an. Über die Vorstellungen bin ich mit mir meist darüber einig, daß sie schlecht sind und mich zum größten Theil betrüben würden, wenn ich sie sähe. Namentlich der Lohengrin (ohne daß ich ihn je selbst aufführen konnte) bekümmert mich sehr. Mit der Pariser Aufführung dieser Oper hat man Dir eine Ente aufgebunden: ich weiß kein Wort davon, und würde wahrscheinlich auch nichts davon wissen wollen, wenn wirklich so etwas möglich wäre. — Dagegen hat sich jetzt etwas anderes ereignet: Die alte philharmonische Gesellschaft in London hat mich eingeladen, ihre Conzerte in dieser Saison zu dirigiren. Als ich die Einladung erhielt, war ich wie aus den Wolken gefallen: ich hatte mich um London auch nie im mindesten gekümmert, und ruhig zugesehen, als man — in denselben Conzerten — vor'm Jahre meine Tannhäuser-Ouverture dort maltraitirte und auspfiff. Jetzt schickte man mir, weil ich

zögerte anzunehmen, eigens einen der Directoren der Gesellschaft nach Zürich, um mich festzunehmen. Ich sagte endlich zu, weil ich fühlte, daß es hier galt, entweder ein für allemal jeder Berührung mit unserer Kunstöffentlichkeit zu entsagen, oder gerade diese mir gereichte Hand anzunehmen. Viel zahlen sie mir nicht, und da ich keinerlei Speculation dabei im Sinne habe, gehe ich eigentlich nur als Neugieriger hin, um einmal zu sehen, was die Leute dort treiben. Wenn ich irgend einen weiteren Gedanken hätte, so wäre es der, in London einmal eine exquisite deutsche Oper zusammenzubringen, um mit ihr meine Opern und namentlich endlich einmal den Lohengrin zu geben. — Nun, das wird sich ja zeigen. — Ende dieses Monats reise ich ab: am 12. März ist das erste Conzert, am 25. Juni das letzte. Anfang Juli gedenke ich wieder zurück zu sein, und zwar auf dem Seelisberg am Vierwaldstätter See, meinem Lieblingspunkte in der Schweiz: dort denke ich mich vom Londoner Qualm zu erholen und den jungen Siegfried zu componiren. — Mit der Composition der Walküre bin ich nun auch fertig geworden — unter großen inneren Leiden, von denen Niemand etwas weiß, am wenigsten meine gute Frau. Still davon! Die Instrumentation davon will ich in London vollenden; bis jetzt habe ich sie nur angefangen. Mit der Reinschrift des Rheingoldes wurde ich erst vorigen Herbst fertig: ich schickte die Partitur zunächst nach Dresden, um bei meinem alten Notenschreiber eine Copie davon machen zu lassen. Liszt mahnte mich aber so

stark und empfindlich darum, daß ich den Schreiber unterbrechen mußte, um ihm das Original zur Ansicht zu senden. Jetzt erst hat Liszt es wieder nach Dresden zurückgeschickt: sobald die Copie fertig ist, sollst Du ein oder das andre Exemplar vorläufig auf einige Zeit erhalten. — Am Ende componirst Du mir aber die ganze Sache vor der Nase weg? Nur zu, mich soll's freuen, Proben Deiner Musik zu sehen! Vielleicht machst Du's besser wie ich. —

Nun aber zu etwas Innerem! Philosophiren werde ich heute mit Dir nicht; dafür aber soll es ein anderer. Soeben ertheile ich Auftrag nach Leipzig, daß man Dir von dort ein Exemplar von Arthur Schopenhauer's Buch: Die Welt als Wille und Vorstellung zuschickt. Hoffentlich wird Dir die Lectüre dieses Buches nicht verweigert werden, denn sie enthält nicht das mindeste für Deine Lage Anstößige. Da Du dieß Buch selbst kennen lernen sollst, theile ich Dir nichts darüber mit; nur einige Notizen über den Verfasser. Schopenhauer ist gegenwärtig 62 Jahre alt, lebt von einem kleinen Vermögen seit lange gänzlich zurückgezogen in Frankfurt, und hatte folgendes Schicksal. Bereits 1819 erschien jenes sein Hauptwerk, von dem er eine um 1 Band vermehrte Auflage 1844 besorgte. Er trat als der unmittelbare Erbe Kant's auf, und zwar zu gleicher Zeit mit Hegel. Seine Philosophie, die vollständig den Fichte-Schelling-Hegel'schen Unsinn und Charlatanismus über den Haufen wirft, wurde 40 Jahre lang von den Philosophie-Professoren vollständig, und

zwar mit höchster Absicht und Klugheit, ignorirt; kein Mensch erfuhr etwas davon. Endlich hat ihn ein englischer Kritiker geradesweges entdecken müssen, und in einem längeren Artikel in der Westminster-Review der Welt vorgeführt. Dieser spricht nun sein Erstaunen darüber aus, wie es möglich war, einen Geist von dieser Eminenz fast ein halbes Jahrhundert hindurch unbeachtet zu lassen: natürlich wird aber auch ihm aus dem Charakter seiner Philosophie erklärlich, daß die Philosophie-Professoren ihm gegenüber, um bestehen zu können, nichts andres machen konnten, als hermetisch diesen Schopenhauer von der Welt abzuschließen. Jener Artikel wurde nun deutsch in einer Berliner Zeitung abgedruckt und seitdem ist nun Schopenhauer nicht mehr zu übersehen, und die Erbärmlichkeit der deutschen Philosophie nach Kant ist somit aufgedeckt und erklärt. — Das Buch nun ist von unermeßlicher Bedeutung: aber in einem Sinne, der allerdings vielen sehr unbequem kommen muß. Ich gestehe, daß ich mit meinen eigenen Lebenserfahrungen gerade soweit gekommen war, daß nur noch Schopenhauer's Philosophie mir gänzlich angemessen und bestimmend werden konnte. Dadurch daß ich rückhaltslos seine sehr, sehr ernsten Wahrheiten aufnehmen konnte, habe ich meinem innersten Drange am entschiedensten Genüge geleistet, und wiewohl er mir eine, von meiner früheren ziemlich abweichende Richtung gegeben hat, entsprach doch diese Wendung einzig meinem tiefleidenden Gefühle vom Wesen der Welt. Auch auf Dich wird das Buch einen großen entschei-

benden Eindruck machen: ja vielleicht wirst Du, wenn Du dessen je bedarfst, aus ihm einzig den Trost schöpfen, dessen grade der kräftigste Geist bedarf. — Ich theile Dir nichts hierüber mehr mit. Dagegen haben wir nun ein neues, erhabenes Interesse für den ferneren Austausch unsrer Gedanken gewonnen; ich dachte immer an Dich dabei, und übersende Dir nun mit einem wahrhaft feierlichen Ausdruck dieß Werk, das in einer sehr entscheidenden Katastrophe meines inneren Lebens mich zur Ausdauer und Kraft der Entsagung gestärkt hat.

Lies es nun: ich kann Dir keine größere Wohlthat erzeigen! Sobald Du damit zu Ende bist, schreib' mir, und wir wollen dann uns darüber aussprechen. — Adressire Deinen Brief nach London an Ferdinand Praeger, 31. Milton Str. Dorset-Square. Dein Vater, der sich sehr liebenswürdig gegen mich benahm, empfahl mir Praeger; ich werde zunächst bei ihm absteigen. Ich bin sehr gespannt auf Deinen nächsten Brief. Für heute nimm Du mit diesem Wenigen vorlieb. Äußeres habe ich Dir nicht viel zu melden, und für alles Innerliche sende ich Dir dießmal Schopenhauer. —

Aus London dann mehr und viel!

Leb' wohl, liebster Freund! Zweifle nie an mir und meiner Freundschaft!

Schönen Gruß von meiner Frau!

Dein

Richard Wagner.

Zürich, 5. Februar 1855.

VI.

22. Portland Terrace. Regent's Park, London.

Lieber Freund!

Soeben habe ich Deinen Brief gelesen, und finde nichts Besseres zu thun, als Dir ihn sogleich zu beantworten, oder vielmehr dagegen zu schreiben, was mir bei der Lesung so in die Sinne gekommen ist; denn auf eine specielle Beantwortung werde ich mich nicht einlassen können, weil ich dabei in viel Kleinigkeitskrämerei hineinzugerathen fürchten müßte. Ich sehe, daß Du noch ein obstinater Optimist bist, und namentlich, daß Dir das Judenthum mit Deinem Freunde Paulus noch tief in den Gliedern steckt. Mir fiel es schon längst schwer, dem steten Andrang der Erscheinungen auf meine Erkenntniß gegenüber, mich auf optimistischen Füßen zu erhalten, und Freund Sch. half mir mit seiner enormen Kraft eben nur, den letzten jüdischen Aberglauben auszutreiben, um, zwar mit großem Schmerze, aber mit dem Troste, die letzte willkürliche Täuschung von mir geworfen zu haben, mich so frei zu machen, als man eben sein kann. Das Tiefste, und nur den eminentesten Köpfen ganz Zugängliche in Sch.'s Lehre beruht auf Kant's großer Entdeckung von der Idealität aller Erscheinungen; hier liegt das, was wir erst vollkommen begriffen haben müssen, ehe wir einen Schritt weiter gehen können zur Beurtheilung des Dinges an sich, das Kant — wie Du

weißt — noch für gänzlich unwahrnehmbar galt, und das Schopenhauer mit so schlagender Bestimmtheit als den Willen bezeichnet. Ich bilde mir nicht ein, jeden Augenblick fähig zu sein, den Proceß der Lösung jenes Hauptproblems in mir vorzunehmen, geschweige denn mich darüber mit Klarheit mitzutheilen; das vollkommene Innewerden der Idealität der Zeit, des Raumes und der Causalität als bloßer Formen der Erkenntniß ist aber ein so erhabener Vorgang in unserm Gehirn, daß er — wie Sch. ganz treffend nachweist — an und für sich nur in einem ganz abnorm organisirten Gehirn, und auch hier nur in einem ganz besonders erregten Zustande vorgehen kann. Ist dieß aber geschehen, so schwinden allerdings wie mit einem Zauberschlage alle Täuschungen, mit denen bis dahin unser Urtheil behaftet war, und plötzlich fehlt uns selbst die Sprache zur deutlichen Kundgebung; denn unsre Sprache ist im Dienste einer ganz andern Erkenntniß gebildet, als jene neu gewonnene. Die Schwierigkeit ist nun, in jener ungeheuer befangenen Bildersprache uns mitzutheilen, ohne nicht jeden Augenblick Mißverständnisse zu veranlassen. Am klügsten fangen wir dann immer die Sache mit der einfachsten, dem gemeinen Gefühle naheliegendsten Erscheinung an: in diesem Sinne klar zu sein, ist Sch.'s ungeheures Verdienst; ganz ohne Veranlassung zu Mißverständniß kann er aber doch nur demjenigen sein, der mit ihm jenen ersten wichtigsten Proceß durchgemacht hat: und hierin liegt eben die Schwierigkeit. Jedem hervorragenden Kopfe muß doch aber Folgendes klar

werden, weil es zugleich für den Ausgangspunkt von der heutigen Naturwissenschaft auf das unwiderleglichste gestützt wird. Der normale Mensch hat alle seine Organe, und namentlich das Organ der Erkenntniß, das Gehirn, lediglich zum Dienste seines Willens: die Loslösung der Erkenntniß vom Dienste des Willens ist dagegen ein abnormer Act, und kommt nur bei abnormen Organisationen (gewissermaaßen als Monstruosität) vor; in diesem abnormen Zustande, wie wir ihn in höchster Potenz bei dem Genie wahrnehmen, gewahrt nun die Erkenntniß im möglichsten Falle eben nur jene normale Beschaffenheit, erkennt also das — in ihm für jetzt freigewordene Organ — überall sonst, nur im Dienste des Willens, und frägt sich nun, wie erweist sich dieser herrschende und alles gestaltende Wille bis dahin, wo er im abnormen Zustande der frei gewordenen Erkenntniß — eben schweigt? Da sehen wir zu tiefer Scham, daß er nichts weiter will, als immer leben, d. h. fressen (durch Vertilgung anderer) und sich fortpflanzen. Weiter können wir, als das eigentliche Activum, durchaus nichts wahrnehmen. In dem bereits abnormen Zustande, in dem wir dieß wahrnehmen, müssen wir uns nun schon fragen, ob es nicht eigentlich bedenklich wäre, eben um diesem so gearteten Willen zu dienen, und forschen näher nach der Kundgebung dieser Erscheinung. Wir finden dann, daß derselbe Wille in allen wahrnehmbaren Erscheinungen als ein und derselbe vorhanden ist, daß somit alle individuelle Erscheinungen nur die unsrer Apperception, ihren Grund-

formen der Anschauung nach, gerade so erkennbaren Individualisationen desselben Willens sind, somit eines Wesens, das sich selbst immer auffrißt, um sich selbst immer wieder zu produciren; also eines Wesens, das mit sich selbst im beständigen Widerstreit, im ewigen Widerspruche ist, und als uns einzig fühlbares Moment dieses Widerspruches uns nur den Schmerz, das Leiden zeigt. Bis zu welcher Höhe treibt es nun dieser Wille im glücklichsten Falle? Bis dahin, wo wir eben standen, bis zur Möglichkeit der Freiwerdung eines seiner Organe, des Erkenntnißorganes, von seinem Dienste (eben im abnormen Falle), somit also zur Erkenntniß eben seines Wesens. Was empfinden wir also — in diesem höchsten Falle — durch unsre Erkenntniß? Offenbar doch nur das Wichtige, ja Schreckliche eben dieses Willens, — und somit endlich — Mitleiden — Sympathie (das Wort Mitfreude kennen wir charakteristischer Weise hierfür nicht). Hier erhält die Erkenntniß also ihre, bis dahin ungekannte, moralische Bedeutung: im allerglücklichsten, höchsten Stadium gewinnen wir Mitleiden mit allem Lebenden, im erkenntnißlosen Dienste des Willens Befindlichen; hier ist der Quell aller erhabenen Tugend, aller Erlösung, vollkommene Vereinigung mit allem durch die Täuschung der Individuation Getrennten; von diesem Punkte aus ging von je die Religion. Aber wie endlich löst sich der furchtbare Schmerz dieses Mitleidens? Etwa in der Sorge dafür, das Ding angenehmer zu machen, den ewigen Widerstreit des Willens mit sich, sein furchtbares stets sich

Auffressen und Neugebären etwas zu mildern durch humane Einrichtungen u. s. w.? Wer dieß glauben und wünschen möchte, hätte ja aber eben jene Erkenntniß noch gar nicht gewonnen; seine Erkenntniß wäre ja vollständig im Dienste des Willens, der — vermöge des Truges der Individuation — unsre befangne Erkenntniß eben noch über sein Wesen täuscht. Jene Erkenntniß (und dieß eben ist das so schwierig Einzusehende) kam uns ja aber erst, als wir — im abnormen Zustande — unsern individuellen Willen verneinten, als wir somit der Dienstbarkeit des Willens überhaupt uns entzogen, und ihn bereits verneinten. Somit bleibt jener höchsten Folge der Erkenntniß, dem Mitleiden, nur eines als mögliche Erlösung übrig: bewußte Verneinung des Willens, d. h. Innewerden seiner Verwerflichkeit, Lossagung von der Theilnahme an ihm, zunächst und uns einzig begreiflich und ausführbar als Entsagung des individuellen Willens im Mitleiden. Das aber ist ja eben die Verneinung des Willens überhaupt, seine Vernichtung. — Nun ich muß gestehen, daß diese Lehre mir vollkommen zu Herzen und zu Kopfe geht, und eine erhabenere, richtigere mir unmöglich dünkt. — Alle Mißverständnisse über die scheinbare Entgesetzung [1]) (sic) des individuellen Willens gegen den Willen alles Lebenden außer mir beruhen einzig auf dem noch mangelnden Verständniß von der Idealität unsrer Wahrnehmungen, soweit sie durch die Grundformen

1) Soll wohl Entgegensetzung heißen!

unsrer Erkenntniß (Zeit, Raum und Causalität) einzig bedingt sind; wem dieses tiefste Problem deutlich geworden ist, wem somit Zeit, Raum und Ursächlichkeit keine Realitäten mehr sind, dem ist auch die einzig in unsrer (auf jene Formen gegründeten) Wahrnehmung vorhandne Individualität keine Realität mehr, und er verlangt für den höchsten Act des Willens die Selbstverneinung, nicht mehr Zeit, Raum und Causalität. Es fällt somit auch Sch. nicht ein, zu irgend einem, etwa gemeinnützlichen, praktischen Resultate zu führen, und gar irgend ein Postulat zu setzen: denn er weiß, daß die Philosophie nicht mit neuen Gespenstern zu thun haben kann, sondern überhaupt, so weit dieß der Erkenntniß möglich ist, eben nur die Truggebilde unsrer noch befangenen Erkenntniß zu zerstören hat. Wer sich nun dagegen, um sich die Lust zum Leben quand même zu erhalten, allerhand neue Truggebilde vormachen will, dem stört er ja sein Vergnügen gar nicht; er wendet sich nur an die, welche erkennen wollen. Natürlich kann die Summe aller Wissenschaft, die Philosophie, somit nur in der Verneinung endigen, wogegen alle übrige, dem Willen zugewandte Speculation allerdings immer nur zu bejahen sucht. — Diese, um jeden Preis durchgesetzte Bejahung ist aber eben das heute zu Tage wieder so übermächtig gewordene Judenthum, in welchem sich die engste und kleinste Weltansicht kundthut, die jemals überhaupt kundgegeben worden. Von je hat sich die in abnormen Organisationen freigewordene Erkenntniß im nothwendigen Mittheilungsdrange

an die normale, im Dienste des Willens befangene, Erkenntniß des Volkes gewandt; am erhabensten geschah dieß von den Religionsstiftern, und das Tragische an ihnen ist eben nur, daß sie in einer Sprache und Bildern reden mußten, wie sie einzig der befangenen Weltvorstellung zugänglich sind. Die der höchsten Erkenntniß entsprechendste Sprache hat — in solchem Sinne — jedenfalls jener indische Buddha geredet; das neueste Studium des Orientes hat uns jetzt die Schuppen von den Augen genommen für die Beurtheilung dieser Erscheinung, die wir vorher nur in der widerlichsten Entstellung der jetzigen indischen Volksreligion kennen. Will man die höchste Erkenntniß in populäre Bilder bringen, so ist dieß nicht anders möglich, als in der reinen ursprünglichen Lehre des Buddha, und namentlich die Lehre von der Seelenwanderung zur Anleitung eines rein humanen, sympathievollen Lebens, namentlich auch mit Rücksicht auf die erkenntnißlose Thier- und Pflanzenwelt, gewiß die glücklichste Erfindung eines erhabenen, mittheilungsbedürftigen Geistes. Die neuesten wissenschaftlichen Forschungen haben es auch als ganz unwiderleglich begründet, daß der ursprüngliche Gedanke des Christenthums seine Heimath in Indien hat: die ungeheure Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, diesen reinen, durchaus weltverachtenden und dem Willen zum Leben abgewandten Gedanken auf den fruchtlosen Stamm des Judenthums zu pfropfen, hat einzig alle die Widersprüche verursacht, die bis heute das Christenthum so traurig entstellt und fast unkenntlich gemacht haben.

Der eigentliche Kern des Judenthums ist aber jener geist- und herzlose Optimismus, dem in Wahrheit alles ganz recht ist, wenn nur Magen und Beutel recht voll zu machen ist, wozu doch immer noch Gelegenheit zu finden ist, wenn man's nur klug anfängt, und sich die Welt, wie sie nun einmal ist, gehörig herzurichten und zu nutz zu machen weiß. Wie göttlich ist dagegen das offenbare Bekenntniß der Nichtigkeit dieser Welt im ursprünglichen christlichen Gedanken, und wie herrlich sind Buddha's Lehren, die uns durch unser Mitleiden Eins mit allem Lebenden machen! — Wenn Du fernerhin Sch.'s Philosophie z. B. des Strafrechtes beurtheilst, vergiß eben nur nicht, daß, wie ich bereits bemerkte, er nie Postulate oder Gutheißungen aufstellt, sondern einzig das Wesen der Erscheinungen nachweist. Er zeigt z. B. was der Staat ist, was Justiz u. s. w. ist, nicht aber etwa, daß es dieses *sein soll*: im Gegentheil, wenn Dir das so Erkannte nicht gefallen will, so theilst Du ganz Sch.'s Ansicht, der eben dem ganzen Krame den Rücken wendet und gleichsam sagt: seht, so weit könnt ihr es bringen, das sind eure Auskunftsmittel, um euch den Willen zum Leben zu bejahen (sic): auf solchen Sophistereien beruht das, was ihr humane Einrichtungen nennt, zur mühsamen Erhaltung des menschlichen Geschlechts, von dem ihr recht wohl wißt, was eigentlich dran ist: macht mir aber nur nichts damit weiß, und wollt mir nicht etwa gar von einer Staats-Philosophie und dergl. Unsinn reden! Alles geht demnach nur darauf hinaus, die Befriedigung unsres tiefen Mit-

leidens, wenn es im höchsten Falle entbrannt ist, wo ganz anders zu suchen, als in allen denkbaren bürgerlichen und socialen Einrichtungen. — Gelegentlich will ich Dir doch auch noch die kleineren Schriften Sch.'s besorgen, unter denen sich auch eine sehr ausführliche Abhandlung über Somnambulismus 2c. befindet: daraus wirst Du ersehen, wie einzig tief gerade dieser Philosoph auf das hier vorliegende Problem eingegangen ist, und wie er eben aus dieser Erscheinung mit der in ihr vorkommenden Thätigkeit eines zweiten Erkenntnißvermögens, die überzeugendsten Beweise für die Idealität unsrer sonstigen Erkenntnißweise, für die Einheit des Willens in allem Lebenden, und für die — hier handgreifliche — Nichtigkeit der Realität der Individualität zieht, so daß Dir das Problem der Verneinung des Willens grade hieraus recht faßlich werden wird. —

Doch nun genug hiervon. Meine Demonstration geschah weniger, um Dich zu belehren (was Du gewiß selbst am allerbesten thun wirst), als vielmehr, um mich selbst wieder einmal recht klar zu machen. Denn ich muß Dir sagen, daß ich diese tiefsinnige Philosophie täglich in meinen Wahrnehmungen ausübe, und jetzt mit einem Auge die Welt betrachte, das mir Dinge erkennen läßt, die mich — in ihrer Wirkung — auf das tiefste und unwiderstehlichste einnehmen, und über die ich mich sonst in einem optimistischen Wahne fast geflissentlich zu täuschen suchte. Namentlich ergreift mich das Verhältniß zu den so schändlich von uns gemißbrauchten und gemißhandelten Thieren immer mehr auf

das innigste, und ich bin jetzt völlig froh, diesem bei mir von je sehr starken Mitgefühle jetzt ohne Scham mich hinzugeben und nicht mehr nach Sophismen zur Beschönigung der Schlechtigkeit der Menschen in diesem Bezuge suchen zu müssen. — Wenn übrigens eines meine Weltverachtung steigern konnte, so war dieß meine Londoner Expedition. Hierüber laß Dir nur kurz sagen, daß ich schmerzlich büße für die Thorheit, die ich beging, als ich, aller gewonnenen Einsicht zuwider, durch einen albernen Anfall von Neugierde mich verleiten ließ, das hiesige Engagement anzunehmen. Was soll ich dem hinzufügen? Ich habe im glücklichsten Falle hier nichts zu suchen, und kann durch mein Hiersein und Conzert-Dirigiren nur neue Mißverständnisse veranlassen. Dazu habe ich nicht einmal die Freude, vollendet schöne Aufführungen Beethoven'scher Werke 2c. zu Stande bringen zu können. Denn nur eine Probe ist jedesmal möglich, und dieß ist, selbst wenn das Orchester noch besser wäre, ungenügend, um mich mit ihm völlig in Einklang zu bringen. Daß mich die hiesige Judenpresse herunterreißt, macht mir natürlich nichts aus, denn um so mehr freut es mich, daß andere Journalisten, und namentlich mein Publikum, sich nicht beirren lassen, und mich anerkennen, soweit sie mich eben erkennen können. Daß dieß nun nicht vollständig möglich ist, fühle ich sehr gut, und somit bereue ich herzlich, hierher gekommen zu sein. Jetzt habe ich noch bis Ende Juni auszuhalten: an eine deutsche (gute) Oper ist gar nicht zu denken, und wäre es, so möchte ich nicht mehr an eine Aufführung meiner

Opern hier denken. Es geht nicht — und zu was auch? Mich kann nur noch die Sache selbst, nicht der Erfolg interessiren. Auch bin ich hier immer verstimmt, und die Arbeit geht nur sehr langsam vorwärts. — Mit Praeger, diesem guten närrischen Menschen, bin ich viel zusammen: kürzlich war auch Eduard zum Besuch da: ich will morgen zu ihm nach Bath gehen, um einige Tage mit ihm zu verbummeln. Ob wir viel von Dir gesprochen haben?? — Sonst fliehe ich neue Bekanntschaften: Herrn Tulk will ich aber doch aufsuchen. Besten Dank für ihn! —

In Berlin soll nun allerdings der Tannhäuser dran kommen, und zwar ohne Liszt, weil ich das nicht erzwingen konnte, und endlich doch die Einnahmen von dort nicht länger entbehren kann. Daß ich ihn selbst aufführen würde, ist eine Ente: ich weiß nichts davon, und werde es wahrscheinlich auch nie erfahren. Zum Sommer gehe ich — über Paris — in meine liebe Schweiz zurück, die ich nie wieder zu verlassen gedenke; Zurückgezogenheit, schöne Natur und — Arbeit, das ist noch mein einziges Lebens-Element, aus dem ich mich nicht mehr reißen lassen will. — Nimm mit meiner heutigen Mittheilung vorlieb: bald schreibe ich Dir vielleicht wieder. Es wäre möglich, daß ich einiges nachzuholen hätte. Leb' wohl — und fahre fort, so guten Muthes zu sein.

Dein

R. Wagner.

VII.

Zürich, 23. August 1856.

Dein Brief, liebster Freund, hat mich keineswegs streitsüchtig gestimmt, sondern mich vielmehr recht darin bestärkt, daß in der Welt mit Disputiren nichts auszurichten ist. Das, was unser Eigenstes ist, sind nicht die Begriffe, sondern die Anschauungen: diese sind aber so sehr unser eigen, daß wir sie eigentlich nie vollständig veräußern, nie ganz entsprechend mittheilen können, da selbst der vollkommenste Versuch dazu, die That des Künstlers, das Kunstwerk, vom andern am Ende doch wiederum nur so angeschaut wird, wie er eben seiner eigensten Natur nach anschaut. Wie wenig kann aber der Künstler erwarten, seine eigne Anschauung in der des andern vollkommen reproducirt zu wissen, da er selbst vor seinem Kunstwerke, wenn es wirklich ein solches ist, wie vor einem Räthsel steht, über das er in dieselben Täuschungen verfallen kann, wie der andere. Und woran können wir über dieses sonderbare Verhältniß wiederum in das Klare kommen, als höchstens eben nur wieder an uns selbst? Ich kann hierüber sprechen, da ich gerade in diesem Punkte die überraschendsten Erfahrungen gemacht habe. Selten ist wohl ein Mensch in seinen Anschauungen und Begriffen so wunderlich auseinandergegangen und sich selbst entfremdet gewesen, als ich, der ich gestehen muß, meine eignen Kunstwerke erst jetzt, mit Hülfe eines andren, der mir die mit

meinen Anschauungen vollkommen congenirenden Begriffe lieferte, wirklich verstanden, d. h. auch mit dem Begriffe erfaßt, und meiner Vernunft verdeutlicht zu haben. Die Periode, seit der ich aus meiner inneren Anschauung schuf, begann mit dem fliegenden Holländer; Tannhäuser und Lohengrin folgten, und wenn in ihnen ein poetischer Grundzug ausgedrückt ist, so ist es die hohe Tragik der Entsagung, der wohlmotivirten, endlich nothwendig eintretenden, einzig erlösenden Verneinung des Willens. Dieser tiefe Zug ist es, der meiner Dichtung, meiner Musik die Weihe gab, ohne die alles wirklich Ergreifende, was sie ausübt, ihnen nicht zu eigen werden konnte. Nun ist nichts auffallender, als daß ich mit allen meinen der Speculation und der Bewältigung des Lebensverständnisses zugewandten Begriffen der dort zu Grunde liegenden Anschauung schnurstracks entgegen arbeitete. Wo ich als Künstler mit so zwingender Sicherheit anschaute, daß alle meine Gestaltungen dadurch bestimmt wurden, suchte ich als Philosoph mir eine durchaus entgegengesetzte Erklärung der Welt zu verschaffen, die, mit höchster Gewaltsamkeit aufrecht erhalten, von meiner unwillkürlichen, rein objectiven, künstlerischen Anschauung, zu meiner eigenen Verwunderung, immer vollständig wieder über den Haufen geworfen wurde. Das Auffallendste in diesem Bezug mußte ich endlich an meiner Nibelungen-Dichtung erleben: ich gestaltete sie zu einer Zeit, wo ich mit meinen Begriffen nur eine hellenistisch-optimistische Welt aufgebaut hatte, deren Realisirung ich durchaus für möglich hielt, sobald die

Menschen nur wollten, wobei ich mir selbst über das Problem, warum sie denn eigentlich doch nicht wollten, ziemlich kunstreich hinweg zu helfen suchte. Ich entsinne mich nun, in diesem absichtlich gestaltenden Sinne die Individualität meines Siegfried herausgegriffen zu haben, mit dem Willen ein schmerzloses Dasein hinzustellen; mehr aber noch glaubte ich mich deutlich auszudrücken in der Darstellung des ganzen Nibelungen-Mythos, mit der Aufdeckung des ersten Unrechtes, aus dem eine ganze Welt des Unrechtes entsteht, die deshalb zu Grunde geht, um — — uns eine Lehre zu geben, wie wir das Unrecht erkennen, seine Wurzel ausrotten und eine rechtliche Welt an ihrer Stelle gründen sollen. Kaum bemerkte ich nun aber, wie ich mit der Ausführung, ja im Grunde schon mit der Anlegung des Planes, unbewußt einer ganz anderen, viel tieferen Anschauung folgte, und, anstatt einer Phase der Weltentwickelung, das Wesen der Welt selbst, in allen seinen nur erdenklichen Phasen, erschaut und in seiner Nichtigkeit erkannt hatte, woraus natürlich, da ich meiner Anschauung, nicht aber meinen Begriffen treu blieb, etwas ganz andres zu Tage kam, als ich mir eigentlich — gedacht hatte. Doch entsinne ich mich, schließlich meine Absicht gewaltsam einmal zur Geltung gebracht zu haben, und zwar — zum einzigsten Male — in der tendenziösen Schlußphrase, welche Brünhilde an die Umstehenden richtet, und, von der Verwerflichkeit des Besitzes ab, auf die einzig beseligende Liebe verweist, ohne (leider!) eigentlich mit dieser „Liebe" selbst

recht in's Reine zu kommen, die wir, im Verlaufe des Mythos, eigentlich doch als recht gründlich verheerend auftreten sahen. So blind machte mich aber an dieser einzigen Stelle die Dazwischenkunft meiner begrifflichen Absicht. Sonderbarer Weise marterte mich diese Stelle nun fortwährend, und es bedurfte wahrlich einer großen Umwälzung meiner Vernunftvorstellung, wie sie schließlich durch Sch. bewirkt wurde, um mir den Grund meiner Pein aufzudecken, und mir zu meinem Gedichte den wirklich entsprechenden Schlußstein zu liefern, der in einer aufrichtigen Anerkennung des wahren tiefen Verhaltes der Dinge besteht, ohne im mindesten dabei tendenziös zu sein.

Ich theile Dir diesen, gewiß nicht uninteressanten Vorgang mit, um mich Dir wenigstens darüber deutlich zu machen, wie das von Sch. so tief und glücklich gelöste Problem der Differenz zwischen Anschauung und Begriff von mir nicht etwa wieder nur einzig als Begriff, sondern als eine Erfahrung verstanden worden ist, welche mich mit einer so zwingenden Überzeugung bestimmt, daß, namentlich nachdem ich die Natur dieses Verhaltes erkannt, ich mich damit begnüge, sie in mir zu hegen, ohne mich zu dem Vermessen verleiten zu lassen, auf dem Wege der Dialektik sie anderen beizubringen. Ich selbst erkenne zu tief, daß sie auf diesem Wege mir nie beizubringen gewesen wäre, wenn sie meiner eigensten Anschauung nicht vollkommen entsprochen hätte; eben so erkenne ich, daß sie Niemand beizubringen ist, in dessen eigenster Anschauung sie nicht vor dem begrifflichen

Erkennen vollständig begründet war. Da wir uns nichts durch Begriffe aneignen, was wir nicht zuvor angeschaut, ist dieß Verhältniß zu erklärlich, als daß ein Mensch, dem dieß deutlich geworden, zumal wenn er sich so wenig Philosoph fühlt wie ich, Lust empfinden könnte, sich als Dialektiker bloß zu stellen. Ich kann nur in Kunstwerken sprechen. — Dennoch frage ich Dich, um die Sache summarisch abzumachen: — kannst Du Dir eine moralische Handlung anders vorstellen, als unter dem Begriff der Entsagung? Und was ist die höchste Heiligkeit, d. h. die vollste Erlösung, anderes als die Grundlage dieses Principes für unser Handeln überhaupt? — Doch schon mit diesen so einfachen Fragen gehe ich eigentlich zu weit, und werde abstrakter als mir vortheilhaft ist. Deshalb laß Dich nur noch etwas von meiner concreten Persönlichkeit unterhalten. —

Ich bin nur Künstler: — und das ist mein Segen und mein Fluch; sonst möchte ich gern Heiliger sein, und das Leben auf die einfachste Weise für mich abgethan wissen; so renne und jage ich Thor aber, um mir Ruhe zu verschaffen, d. h. jene complicirte Ruhe eines ungestörten, genügend behaglichen Lebens, um — nur arbeiten, nur Künstler sein zu können. Dieß zu erreichen, ist so schwer, daß ich mich, in meinem ewigen Jagen nach Ruhe, oft herzlich belachen muß. Seitdem Du keine Mittheilungen von mir hast, habe ich mich ziemlich elend befunden: die Londoner Expedition war eine thörichte Inconsequenz von mir, für die ich mit Ergebung jede Strafe ertrug, namentlich auch die des

Aushaltens bis meine Verpflichtung zu Ende war. Dort schwand mir aller Geist für meine Arbeit; ich wollte da die Partitur der Walküre vollenden, verlor aber alles innere Gedächtniß dafür, kehrte krank nach Zürich zurück, vollendete unter steten Rückfällen der Gesichtsrose mühsam (aber — unter uns: schön) die Walküre im Laufe des Winters, und ging Anfang dieses Sommers in die Nähe von Genf, wo ich unter der Leitung eines ausgezeichneten Arztes eine sehr erfolgreiche Wasserkur durchmachte, von der ich soeben hierher zurückgekehrt bin, wo ich Deinen Brief vorfand. An den Beginn der Composition des „jungen Siegfried" war noch nicht zu denken: Ende September wird mich Liszt besuchen; mit ihm nehme ich meine beiden fertigen Partituren durch; dann hoffe ich, erfrischt und angeregt, den Siegfried vorzunehmen, um ihn im nächsten Jahre fertig zur Welt zu bringen. Da hast Du Alles, was ich von mir weiß. — Mit Mühe und Noth erhielt ich voriges Jahr in London noch eine in Dresden verfertigte Abschrift des „Rheingoldes"; diese ließ ich dort einem jungen Freunde und ausgezeichneten Klavierspieler, Klindworth, zurück, um ein schönes Arrangement davon zu machen. Dieser Unglückliche, der lange Zeit selbst in große Krankheit fiel, hat mir nun erst ganz kürzlich die Partitur mit dem vollendeten Klavierauszuge zurückgeschickt: dieser letztere muß nun hier auch erst auf's Reine geschrieben werden, wozu die Partitur, der Bemerkungen wegen, dem Copisten nöthig ist; erst wenn diese Abschrift beendigt, kann ich wieder über die Par-

titur verfügen, und ich verspreche Dir, nach Liszt's Besuche, Dir sie zuzuschicken. Von der Walküre ist aber noch keine Abschrift gemacht, da ich hier nur einen guten Copisten habe, und dieser wenig Zeit hat. Meine Originalpartituren gebe ich aber so ungern aus den Händen, daß ich deshalb die Walküre nicht in Dresden copiren lassen will: nicht sowohl aus Sorge für den möglichen Verlust, der allerdings auch mehr als bedenklich wäre, als weil ich sie bei mir haben muß, um weiter arbeiten zu können. Erkläre Dir also die Verzögerung des Erhaltes meiner Arbeiten freundschaftlichst aus den angegebenen Umständen. — Die kleineren Schriften Sch.'s will ich nun auch besorgen: es ist so viel Neues und Bedeutendes darin, daß ich Dir Genuß verspreche, trotz der unläugbaren Härten und Einseitigkeiten eines schroff gewordenen Sonderlings, die Dich hie und da verdrießen können. Damit sollst Du auch die Partitur meiner „Faustouverture" erhalten, die ich, auf einen schnellen Anlaß hin, neu bearbeitete, und in dieser Gestalt mir nicht unwürdig erscheint. Die Bücher muß ich aber erst aus Leipzig kommen lassen.

Was mein äußerliches Schicksal betrifft, so fährt man in Deutschland fort meine Opern mit andauerndem Glücke schlecht aufzuführen, was mir manche humoristische Verwunderung abgewinnt. Man giebt sich Mühe, mir die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland zu verschaffen, namentlich interessirt sich der Großherzog von Weimar sehr thätig hierfür, ohne jedoch bis zur Zeit noch ein günstiges Resultat erhalten zu haben.

Ich für mein Theil wünsche mir hauptsächlich Gesundheit, um alle Entwürfe, deren ich noch voll bin, ausführen zu können; leider bin ich davon voller, als ich bedarf, denn außer den Nibelungenstücken habe ich noch einen Tristan und Isolde (die Liebe als furchtbare Qual) und einen neuesten Stoff „die Sieger" (höchste Erlösung, buddhistische Legende) im Kopfe, die mir so nahe liegen, daß ich sie mit großer Hartnäckigkeit, den Nibelungen zu lieb, zurückdrängen muß. —

Nun, liebster August, hast Du schwarz auf weiß, was ich, der ich jetzt noch sehr der Ruhe bedarf, auf einen Ansatz los werden konnte. Behalte Dir Deinen heitren, hellen Kopf, und rücke Dir Deine Philosophie zurecht, wie Du sie dazu brauchst: wir wissen am Ende doch nur, was wir wissen wollen, denn soviel giebst Du gewiß zu, daß wir, selbst mit unsrem Wissen, ganz und gar nur Wille, und als dieser, zwar das allmächtigste, aber keineswegs an sich das weiseste Wesen sind. Leb' wohl und behalte lieb

Deinen Richard Wagner.

VIII.

Herrn Musikdirector August Roeckel
in Weimar.

Biebrich, 6. März 1862.

Du kannst wohl denken, lieber Freund, daß viele und mannigfaltige Empfindungen mich bewegen, so oft

ich unsrer Vergangenheit, Deiner Gefangenschaft und endlich Deiner Befreiung gedachte! Nimm meinen Glückwunsch zu dieser letzteren Wendung, und laß Dir vor allen Dingen dazu gratuliren, wenn Du es möglich findest, Deine Freiheit recht zu genießen. Was ich darunter verstehe, ist nicht so leicht zu sagen! Jedenfalls bist Du jetzt in einem beneidenswerthen Zustande: Du kommst wie aus einem langen Winterschlafe wieder zu Dir: Deine Kräfte sind gestärkt und frisch erhalten, dank Deiner unglaublich kräftigen Natur; Du hast viel gelitten, aber Deine Leiden können Dir wie Träume gelten; sie haben nichts an Dir geändert, Du bist, wie ich aus Deinem gedruckten Berichte ersehe, nicht nur derselbe geblieben, sondern Dir ist auch verstärkte Lust erhalten, genau da fortzufahren, wo Du es gelassen. Es ist ein wahres Wunder, und Dich zu beklagen, kann mir gar nicht beikommen, weil ich gar nicht wüßte, woran ich knüpfen sollte. Da Du die offen politische Agitation als das Feld Deiner zukünftigen Thätigkeit erwählt, bist Du — folgerecht — nach außen hin und für die Gestaltung der Welt voller Hoffnung: auf einem so weit reichenden Felde dürfen die nächsten Sorgen für Haus und Familie unwichtig dünken; Du bedarfst ausgebreiteter Beziehungen mit Menschen, deren es ja so viele giebt, als man nur haben will: kurz, Alles was mir zur Last geworden ist und was ich grundsätzlich fliehe, muß Dir erwünscht sein, und vor bald eintretendem Ekel wird Dich Dein durch lange Entbehrung frisch erhaltner Sinn bewahren. Ich kann

Dir somit fortan mit großem Interesse zusehen und mich freuen, daß ein so gescheiter Kopf und ganzer Kerl wie Du, so rüstig für eine Thätigkeit erhalten worden ist, die ich für recht nothwendig erachte, an der selbst theilzunehmen ich aber nicht den mindesten Beruf fühlen könnte. Sage ich Dir nun noch, daß ich von der Welt durchaus nichts mehr verlange, als daß sie mich ungeschoren läßt, nur das einzige mir taugliche Glück, Muße und Geistesruhe zum Arbeiten mir zu gewähren, daß ich allen und jeden Beziehungen mit Menschen entsage, mit einem willigen Dienstboten, einem Hunde vollkommen genug habe und recht wohl auskommen kann, wenn ich — mit Ausnahme eines wirklichen gescheiten Freundes (den ich dann aber auch wie einen Engel feire) — sehr gut bestehen kann, ohne irgendwie jemanden aufzusuchen oder zu empfangen, — so wirst Du ungefähr begreifen können, mit welch eignem Gefühle ich Dir jetzt zusehen werde, wenn Du wieder thätig einer Partei Dich zuwenden wirst und lächelnden Humor dazu findest, mit Strohköpfen und Lumpen aller Gattung Dich einnummerirt zu wissen. Doch — das ist Deine Sache!

Um Dir von mir noch ein weniges Auskunft zu geben, so erfahre, daß ich mit unsäglicher Mühe mich soeben hier für einige Zeit, in welcher ich eine neue Arbeit liefern will, still und höchst zurückgezogen eingerichtet habe. Meine Frau überraschte mich, aus Dresden kommend, um mir zu helfen: sie war 10 Tage da; in den Anfang ihres Hierseins fiel die Ankunft

Deines Briefes. Außerdem gedenke ich mit unsrer Kunstwelt und Theater so wenig wie irgend möglich mehr in Verkehr zu treten; auf diese Weise gelingt es mir vielleicht, was Dir im Zuchthause gelungen ist, und was Dir ein Besuch des Weimarischen Theaters so schnell vernichten konnte: nämlich, von der Welt und ihren Leistungen besser zu denken, als sie's verdient. Somit suche ich mich jetzt in eine ähnliche Art Zuchthaus, wo möglich nach dem Zellensystem einzuspinnen: glaube, daß so ganz unfreiwillig, wie Deine Einsperrung war, auch die meinige nicht ist; ein großer Unterschied im Zwange findet nicht statt. Ein brutaler Zwang, wie er Dir begegnet ist, kann einer muskulösen Natur vielleicht sogar besser bekommen, als was mich zur Einsperrung nöthigt. Doch will ich nicht in Abrede stellen, daß ich mich vermuthlich ebensowenig in jenen von Dir erlittenen Zwang gefügt haben würde, als Du es gethan hast; manchmal kam mir zwar der Wunsch an, Du machtest Dich dort um jeden Preis los, und rieth den Deinigen offen zur Erfüllung aller verlangten Formen. Ich sehe nun wohl, das konntest Du nicht, und ich zolle Dir meine volle Bewunderung für Dein Verhalten Deinen Peinigern gegenüber. Gewiß hältst Du Dich für allen Lohn auch einzig an Dein Gewissen. Willst Du aber ferner Politik treiben so bin ich begierig zu erfahren, in welcher Weise Du das anfangen willst. Am klügsten dünkte es mich, Du suchtest irgendwo in einen freisinnigen Staatsdienst zu treten, weil ich fast glauben muß, nur auf ganz praktischem Wege, mit der

Macht an der Hand, sei einigermaaßen auf dem Gebiete der Politik zu nützen. Und darauf kommt's doch am Ende an, dort, wo es sich augenscheinlich nur darum handeln kann, an die nächsten Bedürfnisse anknüpfend, von Zeit zu Zeit die nöthigen Ausbesserungen vorzunehmen, ohne welche Confusion und absolute Stockung eintreten muß. Politisch sein gilt, nach meiner jetzigen Erfahrung, so viel, als immer nur das nächst Mögliche im Auge halten, weil nur hier Erfolg möglich ist, ohne Erfolg eine politische Thätigkeit aber ein reiner Nonsens ist. „Ideen" gehören der Philosophie, nie aber dem Gros der Menschheit, bei dem jeder höhere Gedanke sofort Aberglauben oder Wahnsinn wird.

Nun ich hoffe, wir bekommen uns nun nächstens einmal zu sehen: ein Ausflug nach dem Osten ist für mich nicht so ganz undenkbar, und gerne kehre ich dann einmal in Weimar ein. Du wirst mich bei dieser Gelegenheit hoffentlich ganz als den Alten wieder finden, sogar stellenweise der Hoffnung und dem Fortschrittsglauben zugänglicher, als ich es wohl wünschen möchte: das macht, weil man immer ein Esel bleibt. — Jetzt bin ich froh, eine Arbeit vor mir zu haben, die mir Freude macht: — Gott, wenn ich nur erst ganz drin wäre! Hab also Dank für Deinen freundlichen Brief und verkenne mich in Nichts. Ich bin ein leidender Mensch und nichts weiter. Adieu! Sei herzlich unter den Zweifüßlern willkommen und glaube an meinen aufrichtigen Neid, mit dem ich Dir zusehe! Schönste Grüße an die Deinigen! Dein R. W.

IX.

Herrn Musikdirector August Roeckel
(am Hoftheater zu erfragen)
in
Weimar.

Biebrich a/Rh., 5. April 62.

Liebster Freund!

Ich habe hier einen sehr begabten jungen Musiker, von dem ich mir etwas erwarte, und der mit rührender Aufopferung mir ergeben ist: dieser wäre für sein ganzes Leben reich beglückt, wenn er ein wahres und gutes Gedicht zu einer „Oper" hätte. Ich habe ihm vom Wieland gesprochen. Sag' einmal, großer Politiker, denkst Du wirklich noch einmal Operncomponist zu werden? Aufrichtig, ich glaub's nicht! Du erwähnst mir auch des Textentwurfes in keiner Weise. Ich meine, Du kommst nicht dazu, und hast außerdem Bedenken. Meinem jungen Freunde genügte es nun für alle Umstände vollkommen, wenn er nur an einem poetischen Stoffe als Musiker sich üben und entwickeln könnte. Somit: wenn Du, Hand auf's Herz, wirklich nicht glaubst, jemals den Wieland ausführen zu können, so bitte ich Dich unverhohlen, mir das Manuscript hierher zurück zu schicken. In dem angenommenen Falle wäre mir dieß sehr lieb. Denk' also dran, überlege Dir's, und entscheide Dich.

Es ist mir, als ob Du meinen letzten Brief mir

hättest übel nehmen können. Daran thätest Du unrecht. Ich war gerade damals in einer gräulichen Laune. Jetzt klärt sich's allmählich ein wenig auf. Ich hab' ein altes Lebensleiden an mir, das die halbe Kraft meines Wesens auf das unnützeste verzehrt. —

Genug! Jetzt hat meine Frau mir die volle Dresdner Amnestie ausgewirkt. Ich bleibe unverrückt hier, wo ich mich ganz erträglich eingerichtet, und — bis jetzt — herrliche Ruhe zum Arbeiten habe. Diese Arbeit aber ist gegenwärtig der Despot meines Lebens; in jeder Hinsicht, innerlich und äußerlich, ist sie für mich das absolut Nothwendigste zur Selbsterhaltung. Ich weiß rein nicht, wo einen Thaler herbekommen, wenn ich nächsten Winter nicht mit etwas Neuem „für die Theater" flott werde. Beurtheile mich gegenwärtig einzig nach dieser Nothwendigkeit! Schreib mir, oder komm einmal an den Rhein. Ich weiche diesen Sommer nicht mehr vom Flecke und ich muß! —

Leb' wohl! Grüß' die Deinigen schön von mir: mach' daß ich bald was Gutes von Dir höre!

Herzlich

Dein

R. Wagner.

X.

Herrn Musikdirector Roeckel
Weimar.

Biebrich, 23. Apr. 62.

Lieber Freund!

Dein Brief hat mir so recht das Beste aus der alten Zeit zurückgerufen. Es war doch etwas dahinter, als wir beide so zusammen waren. Auch ich sehne mich herzlich danach, einmal wieder mit Dir zu sein. Sage, könnten wir nicht hier zum Sommer, wenn Dein Bruder seine Ferien hat, ihn mit hierher an den Rhein citiren, daß wir einmal so ein acht Tage das Kalb austrieben? Hier wären wir nämlich so sehr ungestört, was — für mich wenigstens — wo anders nicht so leicht der Fall ist. Ich glaube — Ende Mai einmal durch Weimar kommen und Dich einen Tag besuchen zu können. Laß mich doch um die Zeit herum wissen, wo Du bist. Willst Du mich aber schon jetzt einmal auf ein paar Tage besuchen, so mach' Dich auf: ich bin gerade im Stande, Dir Deine Reiseunkosten ersetzen zu können! —

Zum Sommer — Juni und Juli — kommen Bülow's hierher. — Das ist noch das Einzige was man hat, und ich möchte um Alles in der Welt es so weit gebracht haben, immer einen Freund zu Besuch bei mir zu haben. Ist man in einem größeren Orte

„lebenslang" zusammen, kommt nichts heraus: man muß das immer so auf dem Raube nur genießen. —

Also —!

Entschließ' Dich schnell einmal. In Weimar such' ich Dich nicht gerne auf.

Leb wohl und sei gescheit!

Dein W.

XI.

Herrn August Roeckel.
Im Theater zu erfragen
in
Weimar.

Biebrich, 17. Juni 62.

Liebster Freund!

Es war mir lieb, wieder von Dir zu hören. Führe den Besuch ja aus. Ich bleib' den ganzen Sommer über hier. Wenn Dir die Combination taugte, so wär' mir's am liebsten, Du kämest Anfang Juli. Um diese Zeit kommen nämlich auch Bülow's auf längere Zeit hierher. Ich denke nun dran, daß ich denen alsbald die Meistersinger vorzulesen haben werde: Dir möchte ich das Gleiche thun. Nun habe ich dasselbe aber schon öfter gethan, ich verliere endlich die Frische zu solchen Actionen, auch greift es mich immer etwas an. Sehr lieb wäre mir's daher, Du setztest Dich mit

Bülow's (Hans von Bülow, 12 Schönebergerstraße, Berlin) in Rapport, um möglichst einen gemeinschaftlichen Ankunftstag in Biebrich zu verabreden. Bülow möge dann diesen Tag auch an Schnorr (Dresden) mittheilen, weil dieser einer ähnlichen Execution wegen um diese Zeit mich heimzusuchen gedenkt. —

Ich lebe d'ordinaire in so großer Einsamkeit und Zurückgezogenheit, daß ich mir gern einmal so eine combinirte Explosion vorbereite: das bekommt mir dann auch gut. Wähle Du übrigens diese Zeit, weil ich dann auch am besten versehen bin, etwas aus meinen neuen Sachen zum Besten zu geben: Hans spielt dann, und Schnorr (sehr guter Musiker) hilft beim Singen, was mir schlecht nur noch von Statten geht. — Versteht sich, daß Eduard dabei sehr willkommen ist.

Dich wiederzusehen, bin ich sehr verlangend und begierig. Ich staune über mich, immer noch zu leben, während so viel um mich und an mir herum überlebt ist, und im Ganzen — leider! — mich immer noch denselben zu fühlen, so daß ich mir bereits oft wie ein Gespenst vorkomme. Weiß der Himmel, bei Dir denke ich nun schon fast gar nicht mehr an Deine unglaublich lange Zuchthauscarrière, und verkehre mit Dir in Gedanken ganz noch à la Dresdner Spaziergänge! Dein Aussehen muß sich doch aber auch sehr verändert haben. Wie ich vor 2 Jahren aussah folgt beiliegend.

Nun, wir werden ja sehen!

Gestern ertappte ich mich übrigens auch wieder auf

politischem Wuthausbruche. Ich hatte nämlich nicht übel Lust den Schweizern zu schreiben, sie sollten nicht zu der Frankfurter Schießerei kommen, da sich die Esel so tief compromittirend gegen die Italiener benommen; es wäre eine vortreffliche Züchtigung gewesen, und wohl verdient. Vielleicht thust Du's? Jedoch, Du hast eine politische Stellung und Rücksichten; da begreift sich's, wenn man zu Zeiten auch 'mal klug ist. Hol' Euch alle der Teufel! —

Also auf Wiedersehen! Richt' Alles hübsch ein!

Herzlichen Gruß

von Deinem

R. W.

XII.

Herrn A. Roeckel
Redaction der „Frankfurter Reform“
in
Frankfurt a. Main.

Mein guter alter Freund!

Dein Buch ist furchtbar! —

Mit dieser Bescheidenheit, Ruhe, unerschütterlichen Menschenliebe, dies Alles dargestellt, ist diese Lecture geradeweges mordbrennerisch aufregend! —

Du bist doch einer der merkwürdigsten Menschen, und Gott weiß, wozu Du noch gemacht bist. Mit Dei-

nem Glauben mußt Du Berge versetzen können, es ist nicht anders möglich!

Mit Dir zu streiten, wäre übel, — auch fällt es mir nicht ein. —

Ich hab' Dein Buch geradesweges gefressen! —

Mir geht es ungefähr wie Dir im Zuchthaus! Wie herauskommen? — Ich will Ruhe, Sammlung — um meine Aufgabe, die nun einmal kein andrer lösen kann — zu vollenden. Aber — Ruhe? — da fällt nun ein Jüngling vom Himmel, von den Sternen für mich bestimmt: Er weiß mich und kennt mich — durch Offenbarung — wie kein Mensch: er preist sein Loos, das ihn so jung zum König machte, um mich — zu beglücken, mein Ideal zu erfüllen — nichts sonst hat ihm Sinn und Zweck! — So! — Nun denke Dir Bayern, München, — und sage Dir das Weitere! — ich sehne mich nur nach Ruhe, weil ich's nicht mehr ertragen kann, und der Ekel in mir zu sehr alles andere überwältigt!

— Was nun thun? — Ich sehne mich nur fort, — in einem schönen Winkel Italiens — fremd — als Lazzaroni — meine armen Nerven zu pflegen —: aber wie kann ich wieder diesen jungen König verlassen, in seiner scheußlichen Umgebung, mit seinem Herzen wunderbar an mich gekettet? — So steht es! Was werde ich sollen, was werde ich können? — Das frage ich mich, und weiß noch keine Antwort; — kein Mensch auch kann sie mir geben! Ich bin zu müde!

Nun aber Du! — Da bangt mir nicht. Du hast Deine Bestimmung und wirst sie erfüllen. Du hast

den Humor, selbst das Frankfurter Stadtblatt auszuhalten. — Hab' herzlichen Dank: Du hast das wieder vortrefflich gemacht, und Dein Buch ist mindestens so viel werth als Deine Gefangenschaft! —

Leb' wohl und behalt' mich lieb, wie ich Dir stets herzlich treu und nah' bleibe.

Dein

R. W.

München, 7. März 1865.

1719

Wagner, Richard,

Briefe an August Röckel von Richard Wagner. Eingef. durch La Mara

Leipzig 1894